

Tages Woche

Freitag 9.10.2015 5. Jahrgang

5.-

Nr. 41
www.tageswoche.ch
Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 80



Werkraum Schlotterbeck

Vor 25 Jahren startete Basels erste
grosse Zwischennutzung.
Drahtzieher erinnern sich.

Seite
6

IM SCHLOTTERBECK

ANZEIGE

antigrau.ch

**SIBEL ARSLAN
UND HEIDI MÜCK**

AM 18. OKTOBER 2x AUF JEDE NATIONALRATSLISTE



LISTE 8
BÜNDNIS GRÜNE BASTA!

Basta!
Basels starke Alternative

„e’viva“ Erlenmatt: Tag der offenen Tür am Samstag, 10. Oktober 2015



**MUSTER-
WOHNUNG**

Besichtigung
Donnerstag
17.00 - 18.30 h

Diesen Samstag, den 10. Oktober 2015 stehen im e’viva, am Tangentenweg 50 die Türen offen. Von 10.00 bis 14.00 können Sie nebst der neuen 2½-Zimmer-Musterwohnung noch fünf weitere Wohnungen besichtigen. Die offenen Wohnungen befinden sich alle im 6. Stock. Ein Lift steht zur Verfügung. Der Zugang vom Riehenring ist ab der Tramstation Musical Theater ausgeschildert. Schauen sie herein und werfen Sie einen Blick über das neue Stadtquartier.

Perfekte Ausgangslage

Im Kleinbasel entsteht ein völlig neues Wohnquartier in einem grossen Park. Wer hier wohnt, hat alles für sich, was es für das City-Life von morgen braucht. „e’viva“ ist ein spannender Ort mit einer gut durchmischten Community und bietet sich an als

zentrale Drehscheibe, von der aus alles rasch erreichbar ist: die Altstadt, der Arbeitsplatz und die öffentlichen Verbindungen zu den wichtigsten Hotspots für Freizeit, Kultur, Sport, Einkauf und vieles mehr.

Wohnen, wo Basels Zukunft lebt

„e’viva“ ist Teil eines Stadtentwicklungsprojekts, bei dem urbanes Wohnen in doppelter Hinsicht grüne Dimensionen hat. Zunächst liegt die ganze Überbauung in einem weitläufigen Park im Campus-Stil mit Bäumen, Wiesen, Wegen, einem kleinen Naturschutzgebiet und ausserdem nah an der Grenze zum Park Lange Erlen. Des Weiteren wird die Überbauung „e’viva“ in Minergie®-Bauweise erstellt und ist Basels erstes Grossprojekt, welches das Zertifikat der 2000-Watt-Gesellschaft erhalten wird. Wohnen in der Erlenmatt wird nachhaltig attraktiv.

Die 2½ bis 4½-Zimmer Mietwohnungen werden in einem sehr attraktiven Ausbau erstellt. Neben einer modernen Minergie®-Bauweise mit kontrollierter Wohnungslüftung gehört auch ein geschmackvoller Innenausbau zum Standard: Eichenparkett in allen Wohn- und Schlafräumen, Steinzeugplatten in Badezimmer und Réduit, eine offen gestaltete, grosszügige Küche, eingebaute Garderobe, Waschmaschine und Tumbler in der Wohnung. Dies sind nur einige Beispiele, die den Ausbaustandard widerspiegeln.

Vermietung

Burckhardt Immobilien AG, 4002 Basel
Fabian Eckenstein, Tel. +41 61 338 35 80
info@eviva-erlenmatt.ch

www.eviva-erlenmatt.ch

Wohnen, wo Basels Zukunft lebt.



TAG DER OFFENEN TÜR ‹ Samstag 10. Oktober, 10.00 - 14.00 Uhr ›

Sie leben zu zweit, arbeiten beide, sind oft unterwegs, aber gerne zu Hause. Sie wollen in der Stadt, aber doch im Grünen wohnen, am liebsten alles mit dem Velo unternehmen, eine Loggia wäre schön, grosszügige Räume sollten es sein und eine moderne Küche... Im e’viva ist alles da! Kommen Sie vorbei. Weitere Infos finden Sie unter www.eviva-erlenmatt.ch

burckhardtimmobilien +

Vermietung 2½ - 4½-Zimmer-Wohnungen: Tel. + 41 61 338 35 80 info@eviva-erlenmatt.ch

e’viva 

erlenmatt - urbanes wohnen im park

INHALT

Thomas Maissen FOTO: KEYSTONE



Der Historiker Thomas Maissen wehrt sich gegen die Geschichtsdeutung der SVP. Ein Gespräch über Mythen, Schlagworte und rhetorische Duelle mit Blocher.

Seite
28

Andreas Räss FOTO: NILS FISCH



Der neue Integrationsbeauftragte zieht nach drei Monaten Bilanz.

Seite
14

Sealand FOTO: KEYSTONE



Vor der englischen Küste gründete ein Radiopirat seinen eigenen Staat.

Seite
34

Kirche

Wie eine diskrete Gruppe von progressiven Bischöfen in St. Gallen die Reformen aufgleiste, die Papst Franziskus heute in Rom vorantreibt.

Seite
32

Thomas Steinbrugger	S. 4
Bestattungen	S. 24
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Andreas Schwald
Chefredaktor a. i.

Die wüste Schlacht um die Schlacht

Marignano heisst heute Melegnano und befindet sich im Grossraum von Mailand. Vor 500 Jahren bekriegten sich dort die Eidgenossen mit den Franzosen um das Herzogtum Mailand. Sie – also wir – unterlagen, das Resultat: Das Ende der damaligen Expansionslust der Alten Eidgenossenschaft.

Die Schlacht von Marignano wird bereits seit gut 100 Jahren als Fundament einer Schweizer Neutralitätspolitik zurechtgedeutet. Jetzt dient das Ereignis SVP-Politikern als kräftiges Symbol, um im Jahr 2015 einer aussenpolitischen Abschottung das Wort zu reden: Die Schweiz soll eine Insel im wirren Europa bleiben, schliesslich vergossen unsere alteidgenössischen Vorfahren dafür auf fremdem Boden ordentlich Blut.

Das aber geht so nicht. Zwar könne man Probleme von heute anhand von historischen Bildern diskutieren, sagt Historiker Thomas Maissen im Interview mit der TagesWoche. Doch es handelt sich eben um Bilder; und die Deutungshoheit könne nicht einer politischen Partei überlassen werden. Maissen gilt als einer der wenigen Historiker, die sich in die Debatte einmischen.

«Es ist durchaus befriedigend, wenn man mit Argumenten punkten kann und auch Applaus und einige Lacher auf seiner Seite hat», resümiert Maissen seine öffentlichen Debatten mit SVP-Chefdenker Christoph Blocher.

Bleibt zu hoffen, dass er weiteren Historikern Mut macht. Mut, aufzustehen und Paroli zu bieten, wenn der Gegenwart ein Zerrspiegel aus ideologischer Geschichtsdeutung vorgehalten wird.

Was die Schweiz braucht, ist eine Debatte zur Aussenpolitik – gerade, wenn sich die EU mit der Flüchtlingspolitik an ihrem Limit bewegt. Es kann nicht sein, dass wir die Rolle der Schweiz im politischen und wirtschaftlichen Umfeld des Jahres 2015 anhand einer Geschichtsklitterung von Ereignissen aus dem Jahr 1515 debattieren.

tageswoche.ch/+flxtl

Weiterlesen, S. 28



«Jeder Historiker hat politische Überzeugungen»,
tageswoche.ch/
+g609y

Thomas Steinbrugger

von Samuel Waldis

Als Profikletterer holte sich Thomas Steinbrugger Pokale. Jetzt nutzt er sein Können, um an den exponiertesten Stellen der Alpen Kristalle zu bergen.

Mit einer Notdurft in luftiger Höhe hat das neue Leben des Thomas Steinbrugger begonnen. Der österreichische Kletterer stieg auf der Suche nach einem ruhigen Ort einen Couloir im Gotthardmassiv hoch. Weiter oben sah er ein grosses Loch im Fels. Eine Höhle, die ihn neugierig machte. Aus Erzählungen wusste er, dass es eine Kluft sein musste.

Ungesichert kletterte er die 15 Meter zur Stelle hinauf. Und was er dort fand, hat den inzwischen 46-Jährigen bis heute nicht mehr losgelassen: einen Kristall, so gross wie zwei Milchtüten nebeneinander.

Acht Jahre später, auf der Terrasse eines Basler Cafés, beschreiben Steinbruggers kräftige Hände die Form seines Fundes. Die Geste ist nachdrücklich, als wolle er damit seine Faszination für den über Millionen von Jahren gewachsenen Festkörper unterstreichen.

Klaustrophobie und Höhenschwindel

Verkauft hat Steinbrugger den Kristall erst viel später. Heute verdient er die Hälfte seines Lebensunterhaltes als Strahler. Er ist einer von rund 50 professionellen Kristallsuchern im Alpengebiet. Der ehemalige Profikletterer gehört dabei zur Minderheit derjenigen, die das wertvolle Gut auch an exponierten Stellen im Gebirge suchen.

Zuerst sucht er die Felswände vom Helikopter aus ab. Dabei achtet er auf Unregelmässigkeiten im Gestein – das Indiz für ertragreiche Kluften. Hat er eine solche entdeckt, klettert er zu der Stelle, gesichert von seinem 20 Jahre jüngeren Bruder Philip.

In hochalpinem Gebiet, meist im kristallreichen Gotthardmassiv, arbeitet er in engen, tief in den Fels führenden Höhlen und Spalten, an Stellen, wo Eis- und Stein Schlag drohen. Schon drei Strahler seien dieses Jahr ums Leben gekommen, sagt Steinbrugger, der als Alpinist immer wieder mit dem Tod konfrontiert ist. Er selbst hat viele Freunde in den Bergen verloren.

Dass er als Vater einer Tochter seinen Beruf mit der nötigen Umsicht erledigen kann, verdankt er seiner Vergangenheit als Profisportler. Im Eisklettern war er Weltcupsieger, Vize-Weltmeister und österreichischer Champion.

Von diesem Leben, das ihn als Protagonist in Magazinen und Videos interessant



Thomas Steinbrugger klettert nach natürlichen Schätzen im hochalpinen Raum.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

für Sponsoren machte, hat sich Steinbrugger abgewendet. Die Kletterindustrie mit ihren Expeditionen, in die sich Zahlungswillige einkaufen, um sich auf den höchsten Gipfeln der Erde gegenseitig auf die Füsse zu treten, ist ihm heute ein Graus.

Steinbrugger stellt sich das Leben in den Bergen anders vor. Die natürliche Umgebung sei «ehrlich und direkt» und gebe ihm Kraft und Energie. Das Leben als Strahler ist spartanisch. Die Brüder Steinbrugger arbeiten draussen, essen in luftigen Höhen und schlafen unter freiem Himmel, in Biwaks oder Felshöhlen. Die Enge der Kluften macht Steinbrugger manchmal zu schaffen. Vor dem Abseilen fürchtet er sich gar.

Im Team ist Thomas verantwortlich für die Kristallsuche und alles, was die Kletterei betrifft. Philip fürs Kochen und den

Abwasch. Und am Berg ist er Thomas' erster Partner. Die Blutsverwandschaft sei entscheidend, das gegenseitige Vertrauen vollkommen, sagen beide.

Den Sommer verbringen sie jeweils in den Bergen. Im Winter verkauft Thomas Steinbrugger die Steine; an Messen, direkt an die Händler, an Esoterik- oder Sportgeschäfte. Zwischen einem und 25 000 Franken kosten seine Kristalle.

Geheime Methode

Seit zwei Jahren sucht Steinbrugger nun professionell nach solchen. Finanziell ist er nach wie vor auf seine Winterbeschäftigung angewiesen: Der gelernte Schreiner baut Wohnungen und Häuser um. Aktuell erledigt er, ebenfalls mit seinem Bruder, einen Auftrag in Basel, wo er Freunde hat und zu

seiner Zeit als Profikletterer sein Sponsor ansässig war.

Irgendwann will er ganz von der Strahlerei leben können. Schliesslich entdeckt er Kluften heute nicht mehr per Zufall auf der Suche nach einem stillen Örtchen. Er hat ein Auge für den Fels entwickelt und eine ganz eigene, geheime Methode, mit der er die ertragreichen Stellen findet. Diese markiert der Österreicher in den Schweizer Bergen mit seinem Kürzel «S.T.15».

Nach den Regeln der Strahler ist es das Zeichen, dass eine Kluft für seinen Finder reserviert ist. Die meisten Stellen müsste Steinbrugger eigentlich gar nicht markieren. Sie liegen derart exponiert, dass sie ausser dem einstigen Profikletterer ohnehin kaum jemand erreicht.

tageswoche.ch/+imkbi

×

Daniel Häni und Markus Ritter erinnern sich an die erste grosse Zwischennutzung in Basel. Ein Gespräch über Raumverteilung durch Kreidezeichnungen, das Zusammenspiel von kommerziell und alternativ sowie kleinkarierte Linke.



«IM
SCHLOTTERBECK
BESTIMMTEN JENE,

DIE WAS
UNTERNEHMEN
WOLLTEN»



Von Hans-Jörg Walter

Vor 25 Jahren startete ein bis dahin undenkbares Zwischennutzungsprojekt, der Werkraum Schlotterbeck. Eine grosse ehemalige Autogarage im Bauhausstil der 1920er-Jahre an der Viaduktstrasse zwischen dem Schwimmbad Rialto und der Markthalle. Das architektonische Unikum wurde drei Jahre lang von Kunstschaffenden und Handwerkern genutzt, bevor es 1994 abgebrochen wurde. Aus dem erfolgreichen Projekt entstanden weitere Zwischen- und Umnutzungen (nt/Areal, Bell, Epoque, Stücki), die teilweise (Werkraum Warteck, Unternehmen Mitte, Gundeldingfeld) heute noch existieren.

Ein Vierteljahrhundert später sprechen wir mit zwei Drahtziehern von damals: Daniel Häni (49), Unternehmer, Mitbegründer des Kultur- und Kaffeehauses Unternehmen Mitte sowie Mitinitiator der Volksinitiative «Für ein bedingungsloses Grundeinkommen», und Markus Ritter, damals Freiraumaktivist und Biologe; heute die rechte Hand von Regierungspräsident Guy Morin. Das Gespräch führte Hans-Jörg Walter, Creative Director der TagesWoche und damals mit seinem frisch eröffneten Fotostudio im Schlotterbeck aktiv.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Vorgeschichte: In den Achtzigerjahren herrschte eine ganz andere politische Atmosphäre als heute. Wie habt ihr das erlebt?

Markus Ritter: Basel war eine linke Stadt mit starkem Bürgerblock. Links, weil sie eine Industriestadt war. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts war schön abgebildet. Auch die Medienlandschaft zeigte das beispielhaft: Es gab noch richtige Parteizeitungen mit der sozialdemokratischen «AZ», der «Nordschweiz» als CVP-Blatt und der (heute lamentablen) «Basler Zeitung», die damals liberale und linksliberale Gesinnungen vereinigte, sowie der «Basler Woche», die sehr altbaslerisch-konservativ daherkam.

Daniel Häni: 1989 fiel der Eiserne Vorhang. Ich war damals im November in Berlin. Dort war eine echte Aufbruchstimmung spürbar. Und drei Wochen nach dem Fall der Berliner Mauer fand hier in der Schweiz die Volksabstimmung zur Abschaffung der Armee statt. Das war ein Schlüsselmoment, in dem unsere damals unkonventionellen Ideen jenseits vom Blockdenken auf fruchtbaren Boden fielen. Und durch die Volksabstimmung zeigte sich, dass wir gar nicht so wenige sind: Mehr als jeder Dritte stimmte Ja zur Abschaffung der Armee.

Vorläuferprojekte des Schlotterbeck wie das Autonome Jugendzentrum (AJZ) der Siebziger- und Achtzigerjahre und auch die besetzte Stadtgärtnerei (1987) waren eher Protestbewegungen, also in Opposition zum herrschenden System angelegt. Der Schlotterbeck als konstruktives Projekt brauchte aber mehr als gute Absichten.

Ritter: Wir stellten genau diese «Überwindung der Gegensätze» ins Zentrum unserer Kommunikation. Wir traten als Mischung von Menschen mit unterschiedlichster Herkunft und Gesinnung auf, und es war für unser Gegenüber nicht so einfach lesbar, wo wir hingehörten.



«Im Schlotterbeck gab es offene Arbeitsräume, wo sich die Menschen begegnen können. Heute sieht man genau dieses Konzept auf dem Novartis Campus.»

Markus Ritter

Es gab starken Gegenwind.

Ritter: In der Verwaltung sassen zu dieser Zeit noch die letzten Kämpfer gegen den Kommunismus.

Häni: Es war eine Gratwanderung. Die Rechten sagten: Was ihr wollt, ist Kommunismus, und die Linke meinte: Was ihr da propagiert, ist Kapitalismus. Ihr kooperiert mit unserem Klassenfeind.

Ritter: Das linke Blatt «Dementi» warf uns Krypto-Kapitalismus vor.

Häni: Das war lächerlich. Vielmehr war der Schlotterbeck ein Pilotprojekt einer sozial-liberalen Zusammenarbeit.

Habt ihr dann einfach gut verhandelt, dass es trotzdem geklappt hat?

Ritter: Da müssen wir die andere Seite loben, die Vertreter der Basler Volksbank...

Häni: Wir sitzen hier übrigens in dem Raum, in dem damals verhandelt wurde. (In der ehemaligen Volksbank an der Gerbergasse, wo heute das Unternehmen Mitte liegt und die TagesWoche ihre Redaktionsräume hat.) Aus der Distanz ist anzumerken, dass die Vertreter der damaligen Volksbank echt über ihren Schatten gesprungen sind. Das Argument, dass es nicht effizient sei, die Räume drei Jahre ungenutzt zu lassen, hat sie getragen.

Ritter: In der Zentrale der Volksbank in Zürich waren sie sehr skeptisch, die Basler

Regionalvertretung musste ihnen die Idee des Werkraumes mehrere Male rapportieren und sich fragen lassen, ob sie das wirklich ernst meine.

Wie ging es weiter, nachdem die Zustimmung zum Projekt vorlag? Die 2500 Quadratmeter mussten ja unter der bunten Nutzerschaft aufgeteilt werden.

Häni: Anstatt den wertvollen Platz in einer kleinen Gruppe zu verteilen, haben wir alle Interessierten eingeladen, ihre Ideen dem Plenum vorzustellen. Die Aussprache war eine sehr effektive Methode. Daraus entstanden spannende Ansätze und auch Konflikte, die sich aber organisch lösten.

Das lief aber nicht nach dem Prinzip Vollversammlung, das im AJZ oder in der Stadtgärtnerei praktiziert wurde: Der Lauteste wird am besten gehört?

Ritter: Wir haben hinter dem Plenum, in dem alle Nutzer beteiligt waren, eine Struktur gebaut, die als Glied zwischen Bank und Werkraum diente. Zu Beginn gründeten wir sogar einen Verein, der den Zweck hatte, einen Trägerverein zu gründen. Das Plenum war aber der Ort der Entscheidung.

Häni: Gerade die Erfahrungen aus AJZ und Stadtgärtnerei hatten mich veranlasst, einen anderen Weg einzuschlagen. Im Schlotterbeck bestimmten nicht die mit den lautesten Stimmen, sondern jene, die was unternehmen wollten.

Das hat mich so in diesen Werkraum gezogen: Nicht die «geilen» oder «lauten» Projekte Einzelner, sondern die gegenseitige Neugier und die Interaktion zwischen den schaffenden Nachbarn. Es war für mich ganz wichtig mitzuerleben, wie Menschen nebeneinander und miteinander leben und schaffen. Figuren, die ganz unterschiedliche Sachen machen und andere Herangehensweisen an die Problemstellungen ihres Schaffens verfolgen. Zeuge von Schöpfungsprozessen anderer sein zu dürfen und Nachbarn am eigenen Wirken partizipieren zu lassen.

Ritter: Das macht heute auch die Grossindustrie. Offene Arbeitsräume, in denen sich die Menschen begegnen können und dadurch weniger im eigenen abgesteckten Bereich ertrinken. Im Novartis Campus sieht man genau dieses Konzept. Vor 25 Jahren arbeiteten die alle noch jeder für sich hinter verschlossenen Türen in ihren Kaninchenställen.

Wie weit hat der Raum, die Architektur, dem Projekt geholfen?

Ritter: Der Raum war sensationell. Wir hätten dieses Projekt mit diesem Rückhalt in der Stadt auch woanders machen können, doch die Offenheit und das Licht waren einzigartig, begeistertend.

Häni: Der Raum war kongruent zu unserer Idee, alles auf einem Stockwerk zu verorten: Nähe, Weite und Überblick. Die Architektur ist uns sehr entgegengekommen. Beim Folgeprojekt Warteck sah man, wie kleine, verschachtelte Räume kontraproduktiv wirken können. ▶



Kein Flügel des Raumschiffs Schlotterbeck, hier wurde ein grosser Tisch für eine Tafelrunde gebaut.

FOTO: WALTER + SPEHR

Werkraum Schlotterbeck

Drei Jahre bestand die erste Zwischennutzung Basels – sie wirkt bis heute nach.

Soziale Plastik für die ganze Stadt

von Hans-Jörg Walter

Mit Jubiläen ist es so eine Sache. Es wird eine Zeitspanne zu einem zurückliegenden Ereignis gefeiert mit einer Zahl als Anlass, um zurückzublicken. In diesem Fall sind es 25 Jahre Werkraum Schlotterbeck. Am 22. Oktober 1990 wurde die erste Basler Zwischennutzung, wie wir sie kennen, vertraglich fixiert. Es gibt nun kein Fest und doch genug Anlass, dieses wegweisende Projekt zu beleuchten.

Die Tränengasschwaden aus dem Kampf um Freiraum in den Achtzigern waren noch nicht ganz verzogen, da erhob sich das Raumschiff Schlotterbeck in das Kultur- und Gesellschaftsleben dieser Stadt. 80 Menschen aus den unterschiedlichsten Berufen mieteten für drei Jahre ein

Stockwerk einer alten Grossgarage aus den 1920er-Jahren und wagten ein bis dahin undenkbares Experiment.

Für Künstler und Handwerker war es damals schwierig, günstigen Raum zu bekommen. Vielmals überstieg eine marktübliche Miete die Möglichkeiten der Kreativindustrie, die damals noch Kunstgewerbe genannt wurde.

Das Wagnis Zwischennutzung lohnt sich

Anstelle der Garage Schlotterbeck, wo 60 Jahre lang an Jaguar und Citroën geschraubt wurde, sollte der neue Sitz der Schweizerischen Volksbank errichtet werden. Die Bank ermöglichte für die Zeit bis zum Abbruch eine Zwischennutzung mit der interessierten bunten Nutzerschaft.

Künstler, Designer, Tänzer, ein Clown, eine Kaffeemaschinenwerkstatt, ein Sattler, zwei Schreiner, drei Schlosser und einige Vertreter undefinierter Berufsgattungen schafften nebst ihren eigenen Tätigkeiten in der 3000 Quadratmeter grossen Halle eine soziale Plastik, an der die ganze Stadt teilnehmen konnte. Herzstück war die Kantine, wo der Austausch unter der Nutzerschaft täglich zelebriert wurde.

Partys, Vorführungen aller Art, Designprojekte, Symposien waren an der Tagesordnung. Die Grenze zwischen Mietern und Gästen war sehr fluid und für Besucher nicht ohne Weiteres ersichtlich.

Der Werkraum Schlotterbeck hat der Politik, der Wirtschaft und der kulturellen Öffentlichkeit bewiesen, dass es sich für alle Beteiligten lohnt, Zwischennutzungen und Umnutzungen für brachliegende Flächen zu wagen.

So betrachtet war der Werkraum Schlotterbeck ein Wegbereiter für weitere Projekte, die heute noch bestehen (Werkraum Warteck, Unternehmen Mitte, Gundeldingerfeld) oder auch schon Geschichte sind (nt/Areal, @home, Epoque, Bell, Stücki). Diese drei Jahre wirken bis heute nach.

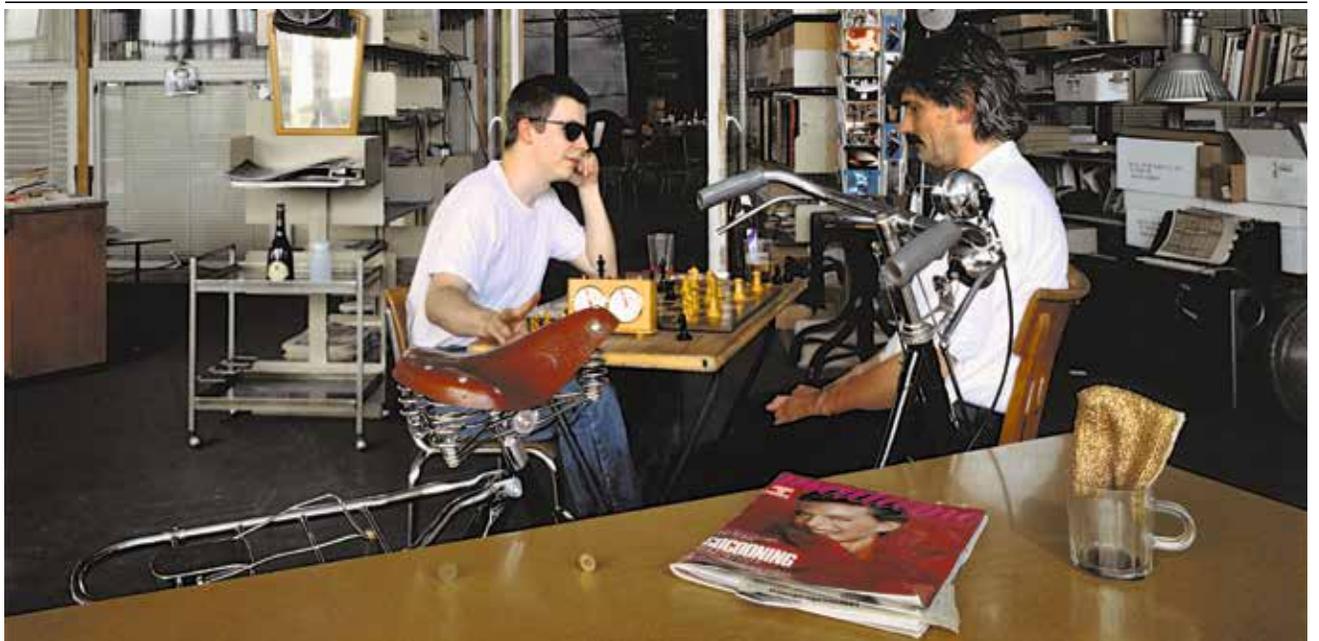
tageswoche.ch/+g4l39

×



Im Atelier der Malfachklasse: Ruth Buck, Künstlerin.

FOTOS: WALTER + SPEHR



Der junge Daniel Häni (l.) beim Schachspiel.



Teamwork: Fotografen, Grafiker, Gestalter, Journalisten teilen sich ein Atelier.



Auch Handwerker fanden Platz: die Schlosserei im Werkstatttrakt.

► **Noch mal zur Raumverteilung: Wie wurde die konkret organisiert?**

Häni: Wir nannten das «Kreidezeit». Die Interessenten zeichneten mit Kreide ihre Wünsche im noch leeren Raum direkt auf den Boden. Bevor wir uns definitiv entschieden, holten wir vom Abbruch der Messehalle grosse Fenster mit eingebauten Rollläden. Damit markierten wir die ersten Wände und konnten Transparenz und Intimsphäre simulieren. Es war ein Work in Progress.

Ritter: In der Kreidezeit zeigte sich unmittelbar, wer wo was für Interessen hat. So gab es Ecken, in die gleich sieben hinwollten. So wurde schnell allen klar, dass das der Gemeinschaftsraum werden sollte.

Das ganze Projekt war als auf drei Jahre begrenztes Provisorium angelegt und bewilligt.

Ritter: Für mich war es eine Last zu wissen: Wenn wir es nicht schaffen, den Auszugstermin einzuhalten, dann gibt es grosse Probleme. Darum war es sehr wichtig, sich schon während der Zeit im Schlotterbeck um Nachfolgeprojekte zu kümmern.

Häni: Die Nachfolgeprojekte entwickeln nie mehr diese Strahlkraft.

Ritter: Die hatten auch nicht diesen Druck, der Schlotterbeck musste einfach gelingen. Eine Besetzung nach dem Ende der offiziellen Nutzung hätte ganz viel frisch Aufgebautes kaputt gemacht.

Häni: Ich hatte nie Zweifel, dass wir das schaffen. Und ich finde die zeitliche Begrenzung hat uns sehr viel Lebendigkeit und Flexibilität gebracht.



«Wir haben damals bewusst darauf verzichtet, vom Staat etwas zu erwarten, und waren schon zufrieden, wenn er uns nicht behindert.»

Daniel Häni

Danach entstanden weitere Zwischennutzungen, die Idee schien in der Gesellschaft angekommen zu sein: Frobenius, Bell, Kiosk AG, Epoque...

Häni: Und es gab die ironische Komponente, dass wir uns für den Schlotterbeck bis auf die Unterhosen ausziehen mussten, um glaubwürdig zu sein, die Volksbank aber in diesen drei Jahren von der Credit Suisse aufgekauft wurde. Der geplante Neubau von Richard Meier sollte die Konzernzentrale Nordwestschweiz werden...

Ritter: Und wurde dann trotzdem gebaut, um einige Jahre nur halb vermietet leer zu stehen.

Häni: Wer hätte damals gedacht, dass wir nur sieben Jahre später mit dem Unternehmen Mitte in den Hauptsitz der Volksbank einziehen würden? Das zeigt, dass es manchmal ganz schnell gehen kann und sich Sachen grundlegend ändern können.

Im Werkraum gab es verschiedene Nutzungen, künstlerische wie auch wirtschaftliche. Selbstverständlich war das aber nicht, es herrschten auch gewisse Ressentiments.

Häni: Diesen ideologischen Widerspruch zwischen alternativ und kommerziell haben wir im Schlotterbeck weitgehend aufgehoben. Es wurde klar, alle brauchen Geld, auch wenn sie alternativ sind. Das Thema Geld haben wir übrigens auch mit den Herren der Volksbank ausgiebig diskutiert. (Nachzulesen im Buch «Im Puls der 90er Jahre», Christoph Merian Verlag.)

Ritter: Wir haben ganz bewusst die Mischung in den Vordergrund gestellt,

ANZEIGE

**AN WEN GEHT DER MITTE-SITZ?
FÜR EINE GESUNDE UMWELT!**

LISTE
10
WÄHLEN

grünliberale



auch der Begriff Werkraum sollte eine Idee abbilden – dass man auch ökonomisch eine Heimat hat.

Häni: Und die Idee des Grundeinkommens trat schon damals in den Raum, also etwa die Aufhebung der Trennung von Arbeitsraum und Lebensraum. Der Werkraum war Arbeitsraum und Lebensraum.

Wie wurde denn das Ganze finanziert?

Ritter: Wir mussten einen Businessplan erstellen und zeigen, dass wir die Miete mit den Nutzern aufreiben können. Es gab Bürgschaften, die das Risiko abfedern sollten. Wir haben eigentlich alles selber organisiert. Es gab keine staatliche Förderung, das wollten wir auch nicht. Dafür aber einzelne kleine Spenden. Auch später beim Werkraum Warteck war es eine Auflage, dass es den Staat nichts kostet.

Häni: Das ist ein spannender Punkt. Der Staat tut sich schwer, etwas Neues zu unterstützen. Sobald er zu etwas Neuem Ja sagt, entstehen daraus Folgeansprüche. Darum sagt er zuerst einfach mal Nein. Was meinst du, Markus, du sitzt ja jetzt auf der anderen Seite, beim Staat.

Ritter: (lacht) Ja, wer schon immer an den Schläuchen hing, den kann man nicht abschneiden, und die Neuen haben immer den Nachteil, dass sie auch noch etwas haben wollen.

Andererseits gibt es aber auch in linken Kreisen die Tendenz, einmal Errungenes zu bewahren und Änderungen zu bekämpfen.

Ritter: Aufeinander zugehen, in einer offenen Gemeinschaft wirken, ist schon eine Zeitsignatur, die heute komplexer

geworden ist. Wenn die aus einem linken Umfeld entstandene Wohngenossenschaft Klybeckstrasse eine Baubewilligung für das Zwischennutzungsprojekt «Holzpark» mit einem Rekurs blockiert, werden unsere Autonomen zu Spiessern.

Häni: Da kommt mir ein Spruch aus dieser Zeit in den Sinn: Kennt ihr den Unterschied zwischen den Rechten und den Linken? Die einen sind äusserlich kleinkariert, die anderen innerlich.

Wie hat sich nach dem Schlotterbeck die Werkraumidee weiterentwickelt? Wieso hört man nichts mehr von Werkräumen?

Häni: Das würde ich so nicht sagen. Der Schlotterbeck war ein Pionierprojekt und hat die Methode der Zwischennutzung etabliert. Wenn ähnliche Projekte heute nicht



FOTO: WALTER + SPEHR

mehr für Aufregung sorgen, ist das sehr positiv, denn es zeigt, dass es selbstverständlich geworden ist.

Ritter: Das Gewerbe und die Industrie haben sich seit den Neunzigerjahren aus den Städten zurückgezogen. In Basel war diese Entwicklung weniger ausgeprägt als an anderen Orten, sie hat aber auch hier stattgefunden. Industrielle Prozesse wurden aufgegeben, weil sie nicht mehr rentabel waren. Dieser Strukturwandel in der Industrie hat auch dazu geführt, dass Flächen auf den Markt kamen. Das macht das Modell Zwischennutzung zu einer interessanten Option. Inzwischen gibt es Profis, die den Markt nach solchen Objekten absuchen.

Zwischennutzungen von Privatliegenschaften sind das eine, doch wenn der

Staat als Hausbesitzer auftritt, steigen die Ansprüche der Zwischennutzer.

Ritter: Der Staat hat da ein Doppeltgesicht: Einerseits ist er Landbesitzer, der auch ein Interesse an Zwischennutzungen hat. Andererseits ist der Staat die Bewilligungsbehörde, das ist seine grässlichste Fratze. Doch um die kommt man nicht herum. Die Verwaltung versucht seit ein paar Jahren Hilfe zu stellen, um diese Auseinandersetzungen zu verflüssigen.

Häni: Wir haben damals bewusst darauf verzichtet, vom Staat etwas zu erwarten, und waren schon zufrieden, wenn er uns nicht behindert. Doch die Protagonisten von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft waren bald zu Gast im Werkraum. Es war chic, dorthin zu kommen, seine MitarbeiterInnen oder Symposien dort abzuhalten.

Die Liste der Institutionen und Figuren, die in diesen Werkraum hineinschnupperten, ist sehr lang.

Ritter: Wir waren damals halt ausgesprochen «in».

Häni: Das ist bei vielen solchen Ideen und Projekten so – am Anfang ist man dagegen und nachher sonnt man sich im Erfolg. Ich finde, das ist voll okay.

Ich war in diesen drei Jahren nie im Ausgang. Der Ausgang war da, wo man wirkte. «Tout Bâle» verkehrte in unserer grossen Werkraumtuba.

Häni: Und dabei hat niemand im Werkraum gewohnt. Das war eine eiserne Regel: Nicht wohnen.

Ritter: Denn das wäre der Anfang einer Besetzung gewesen... tageswoche.ch/+11pnv

online

Weitere Bilder, Videos und eine interaktive Chronologie zum Thema finden Sie in unserem Dossier: tageswoche.ch/themen/Werkraum Schlotterbeck

Basel profitiere von den Ausländern, findet Andreas Räss, der seit drei Monaten die Integrationsstelle leitet.

«Das ist eine riesige Chance»

FOTO: NILS FISCH



von Yen Duong

Seit 1. Juli ist Andreas Räss neuer Leiter der Fachstelle für Diversität und Integration im Präsidialdepartement. In der Basler Verwaltung arbeitet der Zürcher aber schon seit 15 Jahren – zuletzt war er stellvertretender Leiter des Amtes für Migration. Der 50-Jährige hat den Job von Nicole von Jacobs übernommen, die sich nach vier Jahren im Amt frühpensionieren liess. Geprägt wurde dieses lange von Thomas Kessler, der heute Räss' Vorgesetzter ist.

Ein Gespräch über Ausländer, die sich nicht integrieren wollen, Expats, die er nicht zur Integration zwingen will, und den Novartis Campus als Integrationskiller.

Andreas Räss, bis vor wenigen Monaten arbeiteten Sie beim Migrationsamt und waren dort für Ausschaffungen zuständig. Nun sind Sie Integrationsbeauftragter. Der Seitenwechsel sorgte bei den Linken für Kritik. Hat Sie das überrascht?

Ich war schon erstaunt darüber. Die Kritik ist unbegründet, zumal Ausschaffungen nur einen kleinen Teil meiner Arbeit beim Migrationsamt ausmachten. Ausserdem hatte ich dort bereits sehr viel mit dem Thema Integration zu tun. So habe ich mit Thomas Kessler zusammen das Integrationsgesetz ausgearbeitet. Es gab aber auch durchaus positive Reaktionen auf meine Wahl, dies vornehmlich von Personen, die mich bereits persönlich kennen, wie beispielsweise von SP-Grossrat Mustafa Atici oder diversen Exponenten von Migrantenvereinen.

«Die Themen Migration und Integration positiv zu besetzen, ist unsere grosse Herausforderung.»

Inwiefern profitieren Sie in Ihrer jetzigen Funktion von den im letzten Job gemachten Erfahrungen?

Ich habe schon ein Netzwerk in diesem Bereich. Und ich bin natürlich mit den rechtlichen Grundlagen bestens vertraut.

Ihr Vorgesetzter Thomas Kessler wurde in der Funktion, die Sie heute innehaben, einst schweizweit als «Mister Integration» berühmt. Es wird nicht einfach für Sie, das Amt zu prägen – erst recht, wenn man bedenkt, dass Ihre Vorgängerinnen Elisa Streuli und Nicole von Jacobs nicht gross wahrgenommen wurden und auch nicht wirklich lange im Amt geblieben sind.

Thomas Kessler hat als Integrationsbeauftragter nie um den heissen Brei geredet, sondern er hat die Chancen, aber auch die Probleme der Migration beim Namen genannt. Das hat ihn populär gemacht. Ich

kenne Thomas Kessler seit 15 Jahren und pflege ein freundschaftliches Verhältnis zu ihm: Wir ergänzen uns gut. Ich kann sicher viel von seiner Vorarbeit profitieren.

Wie beurteilen Sie die aktuelle Situation für Ausländerinnen und Ausländer in Basel?

Wir haben einen Ausländeranteil von 35 Prozent. Hinzu kommen rund 35 000 Grenzgänger. Für Basel ist das eine riesige Chance: Basel ist bunt, Basel ist vielfältig. Die Themen Migration und Integration positiv zu besetzen, ist unsere grosse Herausforderung. Wir sind gut aufgestellt, ich profitiere von guter Vorarbeit und fortschrittlichen Rahmenbedingungen – ich übernehme sozusagen ein gemachtes Nest: Basel-Stadt hatte schon immer eine Vorreiterrolle in der Integration und Migration. Es wurde also schon viel getan.

Wo wollen Sie Schwerpunkte setzen?

Ein Schwerpunkt ist sicher, die bunte Durchmischung der Bevölkerung aufrechtzuerhalten. Was mir zudem sehr am Herzen liegt, ist die Chancengleichheit für Kinder und Jugendliche.

Sie meinen Chancengleichheit?

Nein, diese Bezeichnung meide ich bewusst. Denn Chancengleichheit wird es nie geben – auch unter Schweizern nicht. Wir können nur Rahmenbedingungen schaffen, damit die Chancengleichheit theoretisch gewährleistet ist. Aber Gleichheit selber können wir nie schaffen. Deshalb bevorzuge ich das Wort Chancengleichheit.

Basel-Stadt kennt das Instrument der Integrationsvereinbarungen. Wie viele Vereinbarungen werden jährlich abgeschlossen?

In der Anfangsphase, 2010 und 2011, waren es jährlich rund 70. Inzwischen werden pro Jahr zwischen 30 bis 40 Vereinbarungen abgeschlossen.

Und auf was ist die Abnahme zurückzuführen?

Eine Integrationsvereinbarung hat einen sehr stark fordernden Charakter. Sie ist ein Instrument, das nur zielgerichtet und zurückhaltend angewendet werden soll, ein Zwischenschritt, bevor eine Zwangsmassnahme eingeleitet wird. Es muss also viel passieren, bis sie zur Anwendung kommt.

Zum Beispiel?

Die Integrationsvereinbarung wird angewendet, wenn Leute straffällig werden, sich chronisch verschulden oder nicht kooperativ mit der Sozialhilfe verhalten. Das sind alles Gründe, die zum Widerruf einer

Bewilligung führen können. Aber bevor es so weit kommt, gibt man den Leuten nochmals eine Chance.

Hier laufen Ihr früherer und Ihr jetziger Job zusammen: Wer sich nicht an die Integrationsvereinbarung hält, wird ausgeschafft. Haben Sie viele Ausschaffungen dieser Art erlebt?

Nein, im Gegenteil. Es gab keinen einzigen Fall deswegen.

Vor einem Jahr hat das Volk eine SVP-Initiative abgelehnt, die flächendeckend Integrationsvereinbarungen mit Ausländern verlangte. Angenommen hat es hingegen den Gegenvorschlag, der Gratis-Deutschkurse und Begrüssungsgespräche vorsieht. Wie weit ist man mit der Umsetzung?

Das läuft bereits. Nach den Sommerferien wurden die Gratis-Deutschkurse eingeführt. Bereits seit Mai führt das Einwohneramt Erst-, beziehungsweise Begrüssungsgespräche durch.

«Ein Schwerpunkt meiner Arbeit ist, die bunte Durchmischung der Bevölkerung aufrechtzuerhalten.»

Sind diese Deutschkurse gut besucht?

Für eine Bilanz ist es noch zu früh. Das Ganze muss zuerst evaluiert werden. Ich finde es aber ein unglaublich starkes Zeichen, dass die Bevölkerung den Gegenvorschlag und damit die Deutschkurse angenommen hat. Das Angebot ist europaweit einzigartig. Die Willkommensgespräche sind zudem hilfreich, weil man den Leuten gezielter und individueller Informationen erteilen kann. Man nimmt sich mehr Zeit für sie – das kommt sicher gut an.

Es ist jedoch schwer vorstellbar, dass man mit diesem Angebot auch die Integration von Expats erreicht.

Bei Fachkräften, die vorübergehend für ein Projekt in die Schweiz kommen und dann wieder gehen, verrete ich die klare Haltung, dass wir keinen grossen Aufwand betreiben müssen, sie zu integrieren.

Warum nicht?

Weil sie nicht dazu bereit sind, da sie sowieso nur vorübergehend hier weilen und die Schweiz nach Beendigung des Projektes wieder verlassen.

Manche bleiben aber auch lange hier.

Natürlich würde ich es begrüßen, wenn sie sich integrieren. Ich halte es trotzdem für falsch, sie dazu zu zwingen. Das ist nicht unsere Aufgabe, zumal die Chancengleichheit im Fall der Expats gegeben ist. Sie kommen bereits aus gut gebildeten Kreisen. Wir müssen uns auf jene konzentrieren, bei denen die Chancengleichheit gefährdet ist. Dazu kommt: Diejenigen Expats, die länger bleiben, sind oft auch gewillt, Deutsch zu lernen.

Trotzdem gibt es viele Expats, die in Parallelgesellschaften leben. Firmen wie Novartis fördern das auch mit ihrem Campus.

So wie ich es wahrnehme, haben Firmen wie Novartis oder Roche gar kein Interesse am sogenannten Expat Bubble. Aber es stimmt: Der Campus ist nicht gerade integrationsfördernd. Ich stelle jedoch mit Freude fest, dass die Mitarbeiter immer mehr aus dem Campus und weiter in die Stadt gehen.

Also, Sie meinen um die Ecke.

Beispielsweise in die Bars «Voltabräu» oder «Conto» beim Voltapplatz.

Immerhin verlassen sie den Campus – und sie gehen auch in die Cargo Bar. Ich glaube, wir sind auf einem guten Weg, zumal sich Novartis mit der neuen Rheinfuferpromenade auch der Basler Bevölkerung öffnet. Es wird ja ein öffentliches Restaurant geben an der Promenade. Das halte ich für gute Voraussetzungen für eine Durchmischung.

Die Flüchtlingskrise beschäftigt die Welt. Inwiefern macht sich dies in Ihrer Fachstelle bemerkbar?

Insofern, dass wir sensibilisiert sind und im ständigen Kontakt zur Asylkoordinatorin des Kantons, Renata Gäumann, stehen. Denn bei Leuten, die hier bleiben – und momentan haben wir doch eine Anerkennungsquote von gegen 60 Prozent – besteht irgendwann ein Integrationsbedarf. Wir müssen sie fit machen für die Teilnahme am Wirtschaftsleben und ihnen die Möglichkeiten eröffnen, am sozialen und kulturellen Leben aktiv teilzunehmen.

Haben Sie schon entsprechende Massnahmen getroffen?

Das ist momentan nicht erforderlich, denn die Zahlen bewegen sich noch im überschaubaren Bereich, sodass die bestehenden Massnahmen ausreichend sind. Wir beobachten vorerst mal die Situation aufmerksam.

tageswoche.ch/+9utz7

×

ANZEIGE

**AN WEN GEHT DER MITTE-SITZ?
FÜR EINE LIBERALE GESELLSCHAFT UND DIE EHE FÜR ALLE!**



grünliberale

Das Verfahren wegen Amtsmissbrauch wurde eingestellt. Funksprüche des Einsatzes werfen aber neue Fragen auf.

Was war der Plan des Einsatzleiters?

von Renato Beck



Art Basel 2014: Schwarze Kleider, weisser Karton – mitkommen! FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Das letzte Wort in der Pappteller-Affäre ist nicht gesprochen. Noch liegt der Entscheid der Staatsanwaltschaft, das Verfahren gegen den Einsatzleiter G. einzustellen zur Beurteilung beim Appellationsgericht. Funksprüche der Polizei, die der TagesWoche vorliegen, deuten darauf hin, dass die Staatsanwaltschaft teilweise nicht nachvollziehbar zugunsten des Kaderpolizisten argumentierte. Verfahrenseinstellungen sind nur zulässig, wenn ein Vergehen ohne Zweifel ausgeschlossen werden kann.

19 Opfer des Einsatzes haben Beschwerde gegen den Entscheid eingelegt, sie verlangen einen Prozess. Sie wurden allesamt am Freitag der letztjährigen Art Basel auf dem Messeplatz von der Polizei festgenommen und in die Tiefgarage des Stützpunkts Waaghof verfrachtet, wo sie in einer Gefangensammelzelle (Gesa) teilweise mehrere Stunden auf ihre Freilassung warten mussten. Die Polizei führte dort Personenkontrollen samt Leibesvisitationen durch. Mehrere Beteiligte sprachen danach von belastenden Erfahrungen.

Gegen den Einsatzleiter wurde deshalb wegen des Verdachts auf Amtsmissbrauch und Freiheitsberaubung ermittelt. Personenkontrollen nicht vor Ort durchführen darf die Polizei nur in Ausnahmefällen, wenn sich etwa eine Person nicht ausweisen kann oder die Lage vor Ort eine Kontrolle nicht zulässt.

Die Staatsanwaltschaft folgte der Argumentation von Einsatzleiter G., eine ordnungsgemässe Kontrolle sei auf dem Messeplatz nicht möglich gewesen. Der protokollierte Funkverkehr des Einsatzes lässt einen anderen Schluss zu: Dass das Wegschaffen der Studenten, Künstler und einiger zufällig involvierter Messebesucher von Beginn weg so geplant war.

G. hatte vor der geplanten Aktion auf dem Messeplatz mit Renatus Zürcher gesprochen, einem der Organisatoren der als Performance geplanten Erinnerungsaktion an die Favela-Ausschreitungen im Vorjahr. G. stellte Zürcher vor dem Pausenplatz der Schule für Gestaltung zur Rede, in unmittelbarer Nachbarschaft zur Messe. Zürcher probte dort mit rund 20 Schülern und Künstlerkollegen für die Aktion auf dem Messeplatz. Mit Tortenböden in den Händen wollten sie die Ästhetik jener Polizeiformation nachstellen, die im Vorjahr eine illegale Party auf dem Messeplatz während der Art gewaltsam beendete.

G. behauptete in seiner Vernehmung gegenüber der Staatsanwaltschaft, Zürcher habe trotz seiner Warnung, eine Aufführung sei verboten, an der Aktion festgehalten.

Zürcher sagt, er habe G. nur zugesichert, die Entscheidung mit der Gruppe zu diskutieren. G. räumt ein, nicht dabei gewesen zu sein, als Zürcher mit den Kollegen entschied, die Choreografie abzublasen. Stattdessen beschloss die Gruppe, einzeln auf den Messeplatz zu gehen und dort Pappteller und Flyer an Passanten zu verteilen.

Geplant oder situativ abgeführt?

Beweisanträge der Klägerseite, welche die Aussage Zürchers stützen sollten, lehnt die Staatsanwaltschaft ab. Es steht Aussage gegen Aussage und die Staatsanwaltschaft entscheidet sich, der Version des Einsatzleiters zu folgen.

Für Opferanwalt Christian von Wartburg belegen die Funksprüche, dass die Polizei mit klarem Plan zu Werke ging: «Diese Ausführungen und Funksprüche zeigen unmissverständlich, dass es nie darum ging, dass die Personen nur kontrolliert werden sollten und dass dann kein ordentlicher Ablauf möglich war, sodass diese in die Gesa verbracht werden mussten.» Im Zentrum steht folgender Funkspruch:

19.18 Uhr, G. funkt an Polizeikommissar K.: «Gilt für alle. Schwarz gekleidete Leute, die versuchen, sich jetzt in Splittergruppen in Richtung Messeplatz zu begeben, alle diejenigen, welche einen solchen weissen Kartonteller mitführen und schwarz gekleidet sind, die werden alle angehalten und zwecks Kontrolle nach der Gesa verbracht.»

Die Funksprüche der Polizei – Auszüge aus dem Protokoll

Der Funkspruch lässt kaum einen anderen Schluss zu, als dass zu keiner Zeit vorgehen war, die Personenkontrollen vor Ort durchzuführen, sondern die Teilnehmer der Performance sofort in den Waaghof zu überführen.

Die Staatsanwaltschaft sieht das in der Einstellungsverfügung anders. Sie schreibt, G. habe den Befehl erteilt, die Gruppe auf dem Weg zum Messeplatz, spätestens aber dort anzuhalten und zu kontrollieren und dass die Wegschaffung in den Waaghof situativ entschieden worden sei, mit dem Ziel, die Persönlichkeitsrechte der Festgenommenen zu schützen.

Wie G. bereits vor der Aktion auf dem Messeplatz gewusst haben will, dass eine Kontrolle vor Ort nicht möglich ist, beantwortet die Staatsanwaltschaft nicht.

Anzeichen für Amtsmissbrauch

Für Einsatzleiter G. und möglicherweise auch seinen Vorgesetzten, Polizeikommandant Gerhard Lips, ist die Bewertung des Funkverkehrs von zentraler Bedeutung. Amtsmissbrauch und Freiheitsberaubung können nur geahndet werden, wenn sie vorsätzlich geschehen sind.

Kommen die Richter zum Schluss, dass Festnahme und Wegschaffung der Studenten von Beginn weg geplant waren, können sie kaum anders, als auf eine vorsätzliche Handlung zu entscheiden. Dann wird auch der vorgeworfene Amtsmissbrauch wieder zum Thema.

Das Bundesgericht entschied vor ein paar Jahren gegen einen Solothurner Polizisten, dem Amtsmissbrauch zur Last gelegt wurde, weil er eine Person, die er kontrollieren wollte, auf die Wache brachte und dort einer Leibesvisitation unterzog. Ein ähnlicher Vorgang wie jener bei der Pappeller-Affäre.

Das Bundesgericht hielt damals in seiner Begründung fest:

«Eine Leibesvisitation ist nur rechtmässig, wenn sie dringend erforderlich und durch die Bedeutung der Übertretung gerechtfertigt ist, was nur in Ausnahmefällen zutreffend ist. Der Privatkläger hätte vor Ort über den Kleidern auf Waffen oder anderen Gegenständen durchsucht werden können. Der Beschwerdeführer hat eine unrechtmässige Zwangsmassnahme veranlasst.»

«Mit Blick auf den Umstand, dass kein Tatvorwurf im Raum stand, waren die Leibesvisitationen nicht angezeigt, unangemessen, unverhältnismässig und damit missbräuchlich», schreibt Anwalt von Wartburg in der Beschwerde.

Die Bundesrichter merkten auch an, der Polizist hätte aufgrund seiner langjährigen Erfahrung wissen müssen, dass er zu weit geht und das Gesetz verletzt. Sie stellten also Vorsatz fest. Der Basler Einsatzleiter G. steht ein paar Jahre vor seiner Pensionierung, er weist jahrelange Dienst Erfahrung auf. Die Basler Staatsanwaltschaft berücksichtigte auch das in der Einstellungsverfügung nicht.

tageswoche.ch/+u3onk

Geplant oder spontan? Für die Beurteilung der Rechtmässigkeit des Polizeieinsatzes auf dem Messeplatz ist diese Frage zentral. Die Funksprüche zeigen das Vorgehen der Polizei. Die Orthografie folgt dem schriftlichen Protokoll.

Messeplatz, Freitag, 20. Juni 2014, 18.58 Uhr.
Einsatzleiter G. funkt mit einem Polizeioffizier:

«A. G. – Verstanden – Ich habe nichts mehr gehört – ja, weil ich jetzt gerade mit denen diskutiert habe, also eh, der Verantwortliche, ein Herr Zürcher, dem fällt ein bisschen schwer ?? eher aggressiv, er sagt, er werde dies mit seinen Leuten da auf dem Platz auf jeden Fall durchführen, mit allen Konsequenzen. Er sei ein freier Bürger wie die anderen auch und er nehme dies zur Kenntnis. Aber wie gesagt, sie wollen dies jetzt konsequent durchziehen.» (sic)

19.06 Uhr, unmittelbar nach der Konversation zwischen G. und Zürcher. G. funkt an Polizeikommissar K.:

«Dein Auftrag ist klar, es gibt keinen Marsch auf den Messeplatz, wird nicht toleriert, die halten wir vor dem Messeplatz an einem gewissen Ort an, von mir aus kannst du ohne weiteres OD Präsenz markieren, sodass sie merken, dass es uns ernst ist.»

19.06 Uhr. Zweiter Funkspruch von G. an «Kapo»:

«GESA [Gefangenessammelstelle, die Red.] informieren, dass wir eventuell Leute zuführen, etwa 20 Stück.»

Die nächsten zwölf Minuten verstreichen, ohne dass sich einer aus der Künstlergruppe vom Pausenplatz auf den Messeplatz begibt.

Weiterer Funkverkehr mit den Polizisten bei der Schule (anonymisiert, d. Red.)
19.06 Uhr:

«Ja, da ist der Volvo, das Grüppchen ist immer noch stationär auf dem Platz.»

Die Gruppe ist noch nicht losgelaufen.
19.09 Uhr:

«Verstanden, Antwort» – «Wir haben Pos A auf diese Gruppe und die Riehenstrasse ist gut besetzt, also wir haben genug Vorlaufzeit für uns.» – «Das ist richtig C., ich muss einfach gleich möglichst wissen, wenn sie ablaufen und von welcher Seite sie auf den Messeplatz wollen, das ist das A und O für mich.»

Der grösste Teil der Gruppe geht ins Schulhaus hinein.

19.13 Uhr:

«Verstanden, jetzt ist der grösste Teil in die Liegenschaft, das heisst in das Schulhaus, es könnte sein, dass sie vorne heraus kommen in Richtung Riehenstrasse und dann wurden sie für Dich sein A., ein Teil ist noch dahinten und ich kann noch nicht mehr sagen – ja, OK, A. hat dies mit.»

Acht Personen treten auf das Weglein vor dem Schulhaus.

19.17 Uhr:

«AP 4 von X., Antwort» – «4 verstanden, Antwort» – «hältst du dich bereit, dass wenn wir eine statische Situation haben und diese Leute irgendwo eingekesselt haben, dass ihr dahinter den Verkehr etwas ableiten könnt, Antwort» – «Ja, verstanden – verstanden, ich weiss halt noch nicht wo, du musst halt dann entsprechend verschieben, merci, fertig» – «Ja das ist B. von der Fahndung, wir haben Sicht auf das Weglein zum Schulhaus, da kommen jetzt 8 hervor, das könnten diese sein.»

«Wer einen weissen Kartonteller mitführt und schwarz gekleidet ist, wird zwecks Kontrolle nach der GESA verbracht.»

Renatus Zürcher wird von der Polizei entdeckt und soll mitgenommen werden.

19.18 Uhr:

«OK, Kapo zwei mit dem Velo, schwarz gekleidet, haben sich getrennt, einer fährt Riehenstrasse mit einem Rennvelo, der andere ist Richtung Rosental nach vorne» – «(Kapo) Ja 8» – «Verstanden» – «X. von G. Antwort» – «Verstanden, Antwort» – [Einsatzleiter G. spricht, d. Red.] «Auftrag: Gilt für alle. Schwarz gekleidete Leute, die versuchen sich jetzt in Splittergruppen in Richtung Messeplatz zu begeben, alle diejenigen, welche einen solchen weissen Kartonteller mitführen und schwarz gekleidet sind, die werden alle angehalten und zwecks Kontrolle nach der GESA verbracht, Antwort» – «Ich habe dies verstanden G., merci» – «Ja, da ist der Volvo, jetzt brauche ich schnell den Funk, das ist wichtig, G. sie kommen jetzt aus allen Richtungen, der Chef, mit welchem du vorhin gesprochen hast, hat eine blaue Einkaufstasche in der Hand, läuft jetzt in Richtung Peter Rot-Strasse, wir bleiben einmal bei diesem dran» – (G.) «Jawohl, und wenn ihr könnt, zieht gerade ein AP zu, dann wird er angehalten und anschliessend wird er mitgenommen.»

Mysteriöse Geldflüsse, frisierte Subventionsgesuche und überbeuerte Rechnungen – der Unia-Gewerkschafter Hansueli Scheidegger erhöht den Druck auf die Wirtschaftskammer.

«Woher das Geld kommt, konnte keiner sagen»

Und wer bezahlt das? In Baselland ist nicht klar, wie Baustellenkontrollen finanziert werden. (Symbolbild)

FOTO: KEYSTONE



von Renato Beck

Der Druck auf die Wirtschaftskammer und ihre Protagonisten nimmt zu. Nach einer Welle von Enthüllungen drohen die Gewerkschaften offen mit einer Klage. Im Fokus stehen die Kontrollorgane ZAK (Zentrale Arbeitsmarkt-Kontrolle) und ZPK (Zentrale Paritätische Kontrollstelle), welche Lohndumping und Schwarzarbeit auf Baselbieter Baustellen bekämpfen sollen. Beide Organisationen werden sowohl von den Gewerkschaften wie auch der Wirtschaftskammer mitgetragen.

Zuletzt machte das SRF Regionaljournal publik, dass die ZAK überteuerte Fahrzeuge über die der Ausgleichskasse der Wirtschaftskammer gehörende Firma AMS geleast haben soll. Die gleiche Firma soll in einen Subventionsschwindel involviert sein. Der ehemalige Wirtschaftskammerdirektor und AMS-Präsident Hans Rudolf Gysin bestreitet jedes Fehlverhalten. Die AMS beschäftigt die Kontrolleure der ZAK und bezahlte zumindest in einem Fall nur rund die Hälfte jener Lohnsumme, die im Subventionsgesuch gegenüber dem Bund deklariert wurde.

Kiga und Finanzkontrolle ermitteln

Mittlerweile untersucht das Gewerbeamt Kiga die Subventionsaffäre. Im Raum stehen der Vorwurf der Urkundenfälschung und des Subventionsbetrugs. Auch der Bund ist beunruhigt, laut SRF hat sich die eidgenössische Finanzkontrolle eingeschaltet.

Klärung der zahlreichen Vorwürfe erhofften sich die Gewerkschaften an einer ausserordentlichen Generalversammlung von ZAK und ZPK Anfang Oktober. Hansueli Scheidegger, Sektorleiter Bau der Unia-Sektion Nordwestschweiz, ist seit 2013 Mitglied der ZPK. Im Interview spricht er über nicht erklärbare Buchungen, die Weigerung, Transparenz herzustellen und die umstrittene Rolle der Gewerkschaften in der Affäre.

Herr Scheidegger, welchen Eindruck hatten Sie von der ausserordentlichen Generalversammlung?

Dass es keinerlei Interesse gibt, schnell Transparenz zu schaffen. Das wurde schon mit der Einladung klar. Ich hatte im Vorfeld schriftlich verlangt, Beschlüsse zu fassen, um alle Vorwürfe zu untersuchen. Das wollte man nicht. Die ganze Veranstaltung war auf Rechtfertigung angelegt, darauf zu zeigen, dass alles in Ordnung ist. Mein Anliegen wurde schlicht nicht ernst genommen.

Wer wollte denn keine Transparenz?

Präsident der ZAK ist Hans Rudolf Gysin, Präsident der ZPK Daniel Münger, beide waren nicht sonderlich bemüht, auf meine Anliegen einzugehen und alle Karten auf den Tisch zu legen. Aber das Zepher an der GV führte definitiv Gysin.

Münger ist der Vertreter der Gewerkschaften in den beiden Kontrollstellen. Hat er seine Aufsichtspflicht genügend wahrgenommen?

Das müssen Sie ihn fragen. Sollte sich herausstellen, was ich im Interesse vom Kampf gegen Lohndumping und Schwarzarbeit sehr hoffe, dass alles mit rechten Dingen zu und her ging, hat er seine Aufsichtspflicht sicher nicht verletzt.

Vielleicht agierte er so passiv, weil der Gewerkschaftsbund (GBBL) immer profitiert hat von der ZAK. Sie erhalten 75 000 Franken im Jahr für den Betrieb einer Kontakt- und Beratungsstelle.

Der Gewerkschaftsbund Baselland hat mit der ZAK einen klaren Leistungsauftrag abgeschlossen und diesen auch umgesetzt. Die Geschäftsführerin des GBBL hat jährlich gegenüber der ZAK rapportiert, wie viele Anfragen, Auskünfte und Schwarzarbeitsmeldungen bearbeitet und weitergeleitet wurden. Im Jahre 2014 wurden gemäss Aufstellung knapp 400 Arbeitsstunden direkt für die Anlaufstelle aufgewendet, und sie ist von Montag bis Donnerstag besetzt.



«Ich forderte Herrn Buser auf, ein Machtwort zu sprechen. Er lehnte das ab.»

Hansueli Scheidegger, Gewerkschafter

Der Beitrag an die Gewerkschaften wurde laut der «Schweiz am Sonntag» nie in der Rechnung der ZAK verbucht. Woher stammt das Geld, wenn nicht von der ZAK?

Es stammt von einem Konto der ZAK, das zeigen die Unterlagen. Woher es ursprünglich kommt, weiss ich nicht. Laut Hans Rudolf Gysin sind gewisse Sponsoren und Stiftungen involviert. In der Buchhaltung der ZAK taucht auch ein jährlicher Strukturbeitrag über 200 000 Franken auf, der gebraucht wurde, um die Rechnung der ZAK im Gleichgewicht zu halten. Woher dieses Geld kommt, konnte oder wollte mir niemand sagen.

Die Strukturbeiträge gab es schon 2013. Kam Ihnen das nicht seltsam vor?

Die ZAK und ZPK hatten sehr gute Arbeit gemacht. An den Mitgliederversammlungen stand dies im Vordergrund und nicht die Rechnungsabschlüsse, welche von der Revision geprüft und abgenommen worden waren. Im Zusammenhang mit den publik gewordenen Vorwürfen steht das nun in einem anderen Licht. Eine Fremdfinanzierung der Baustellenkontrollen kann ich nicht akzeptieren, wir wissen

nicht, welche Bedingungen die angeblichen Sponsoren gestellt haben könnten.

Hans Rudolf Gysin hat als Präsident der ZAK mit sich als Präsident der Firma AMS Miet-, Arbeits- und Fahrzeugverträge ausgehandelt. Hätten da nicht alle Alarmglocken schrillen müssen?

Es gab klare Leistungsvereinbarungen zwischen ZAK/ZPK und der AMS, welcher diese operativen Arbeiten übertragen wurden. Die Vereinsmitglieder konnten bis jetzt davon ausgehen, dass diese Leistungsvereinbarungen korrekt umgesetzt wurden. Ob dies tatsächlich in allen Teilen so war, kann nur eine externe Prüfung abschliessend klären.

Weshalb wurde eine externe Prüfung abgelehnt?

Die gesamte Arbeitgeberseite war dagegen. Da der Kanton bereits eine Untersuchung durchführe und sich auch das Seco eingeschaltet hat, sei das unnötig. Deshalb wurde die Behandlung meines Antrags auf eine Prüfung auf die ordentliche Generalversammlung verschoben. Die findet erst vor Weihnachten statt. Man spielt auf Zeit.

Ist Hans Rudolf Gysin als Präsident der ZAK und Vizepräsident der ZPK noch tragbar?

Ich will einer möglichen Prüfung nicht vorgreifen. Sollte das Geld nicht dort sein, wo es hingehört, wäre das sehr problematisch. Sollten tatsächlich überrissene Rechnungen gestellt worden sein, müsste dies sicher Konsequenzen haben.

Sie nehmen auch Wirtschaftskammerdirektor Christoph Buser in die Pflicht.

Herr Buser ist Mitglied der ZPK, und die AMS ist eine hundertprozentige Tochter der Familienausgleichskasse Gefak, welche der Wirtschaftskammer gehört. Somit muss der Direktor hier hinstehen und alles Interesse an einer lückenlosen Klärung der Lage haben. Ich forderte Herrn Buser deshalb schriftlich auf, Verantwortung zu übernehmen und ein Machtwort zu sprechen. Er lehnte das ab. Die Untersuchung durch das Kiga reiche, um die Vorwürfe aufzuklären. Mir reicht das nicht. Denn das Kiga prüft nur, ob bei der Beantragung der Bundessubventionen alles richtig lief. Ob überrissene Rechnungen, etwa für das Leasing der Smarts, gestellt wurden, ist dort nicht Gegenstand. Wir aber müssen Gewissheit haben, dass mit dem Geld häuslicherisch umgegangen wird. Auch weil ein Teil des Geldes der ZPK von den Arbeitnehmern aufgebracht wird.

Sie drohen nun mit einer Klage. Wen wollen Sie wegen was verklagen?

Wir können privatrechtlich gegen die Vereine ZAK und ZPK vorgehen, sollten sie ihrer Rechenschaftspflicht nicht nachkommen. So könnten wir eine externe Prüfung wohl gerichtlich durchsetzen. Ob wir auch strafrechtlich vorgehen müssen, klären wir derzeit ab. Falls diese Abklärungen einen Verdacht auf ungetreue Geschäftsbesorgung oder sogar Urkundenfälschung erhärten würden, müssten wir wohl Klage einreichen.

tageswoche.ch/+mojiho

×

Nobelpreis für Literatur

Ewige Favoritin wird endlich ausgezeichnet

von Naomi Gregoris

Seit Jahren galt sie als Anwärterin: Die auch dieses Jahr als Favoritin gehandelte 67-jährige Weissrussin Svetlana Alexijewitsch erhält den Literaturnobelpreis 2015. Das gab die Schwedische Akademie am Donnerstag in Stockholm bekannt. Die Jury würdigt Alexijewitschs «vielstimmiges Werk», das «dem Leid und dem Mut unserer Epoche ein Denkmal setzt».

Svetlana Alexijewitsch ist mit einem ganz eigenen literarischen Stil zum moralischen Gedächtnis des zerfallenen Sowjetimperiums geworden. Die Schriftstellerin hat mit ihren Collagen das Leid, die Katastrophen und den harten Alltag der Menschen in ihrer weissrussischen Heimat aufgearbeitet. 2013 erhielt sie dafür den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Soldatinnen und Tschernobyl-Opfer

Erstmals wandte die gelernte Journalistin ihre literarische Methode 1983 im Buch «Der Krieg hat kein weibliches Gesicht» an. Mit Interviews dokumentierte sie das Schicksal sowjetischer Soldatinnen im Zweiten Weltkrieg. Für «Zinkjungen» (1989)

sprach sie mit mehr als 500 Veteranen des sowjetischen Afghanistan-Feldzugs und Müttern gefallener Soldaten. Genauso beugend porträtierte sie 1997 Überlebende der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl. Als ihr Grosswerk gilt «Secondhand-Zeit» von 2013 – eine Sammlung von Stimmen zu den erschütternden Erfahrungen unter dem kommunistischen Experiment in der Sowjetunion.

Aus Gesprächen schöpfen

Alexijewitsch wurde am 31. Mai 1948 im westukrainischen Stanislaw (heute Iwano-Frankowsk) geboren. Nach einem Journalismus-Studium arbeitete sie zunächst für eine Lokalzeitung sowie als Lehrerin. Da sie unter dem autoritären Regime von Präsident Lukaschenko in Weissrussland öffentlich kein Gehör fand und ihre Werke nicht verlegt wurden, hielt sie sich viele Jahre im Ausland auf. 2011 zog sie trotz ihrer oppositionellen Haltung zurück nach Minsk. «Ich will zu Hause leben, unter meinen Leuten, meinen Enkel aufwachsen sehen», sagte sie. Ausserdem sei die Quelle ihres Schaffens immer das Gespräch mit den Menschen gewesen. «Und das kann ich am besten hier und in meiner Sprache», meint Alexijewitsch.

Die mit acht Millionen Kronen (940 000 Franken) dotierte Auszeichnung ging im Vorjahr an den Franzosen Patrick Modiano. Offiziell überreicht wird der Preis zusammen mit den anderen Nobelpreisen in Stockholm am 10. Dezember, dem Todestag des Stifters Alfred Nobel.

tageswoche.ch/+4751h

Basels Bäume

Stadtgärtner greifen zur Motorsäge

von Felix Michel

Insgesamt 169 Bäume muss die Stadtgärtnerei dieses Jahr fällen. Von 150 Bäumen geht ihrer Einschätzung zufolge eine Gefahr aus. Entweder sind die Bäume nicht mehr stabil oder es könnten vermehrt Äste abbrechen. Die Ursachen sind hohes Alter, Schädlingsbefall, Pilzkrankheiten oder Spätfolgen von Streusalz. Neun Bäume werden gefällt, weil sie ein Bauwerk beeinträchtigen, weitere zehn, weil sie das Wachstum anderer Bäume erschweren. Ersetzt werden die Bäume im Frühling oder Herbst 2016 – wenn immer möglich an Ort und Stelle.

Im Schnitt ersetzt die Stadtgärtnerei jedes Jahr rund 1 Prozent der Bäume im öffentlichen Raum. 169 Bäume entsprechen dabei einem tiefen Wert. Insgesamt stehen in Basel aktuell um die 26 000 Bäume. Damit sei die Stadt heute grüner als noch vor einigen Jahren, schreibt die Stadtgärtnerei in ihrer Medienmitteilung. ×

Online sehen Sie auf einer interaktiven Karte, welche Bäume warum gefällt werden – und wo die neuen hinkommen: tageswoche.ch/+556y4

Gesehen von Tom Künzli

Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

füsserplatz Richtung Blumenrain fährt, darf im Unterschied zur Gegenrichtung nicht den direktem Weg nehmen. Er muss einen Schlenker via Marktplatz und Eisengasse machen. «Ein Umweg, der aus unserer Sicht nicht nötig wäre», sagt Wüest-Rudin.

Wie lange hält der Burgfrieden?

Und tatsächlich: Ursprünglich führte diese Route im Velogegeverkehr durch die untere Schneidergasse in die Spiegelgasse, wie ein Projektplan von Ende 2014 zeigt (siehe Online-Version des Artikels). Das hätte den Umweg über den Marktplatz überflüssig gemacht. Doch schon kurz nach Einführung des Verkehrsregimes ist die Variante von den Projektplänen und aus der Realität verschwunden. Warum?

Das Amt für Mobilität schreibt: «Ein Velogegeverkehr auf dieser Achse war nie vorgesehen. Leider war diese Route auf der ersten Plandarstellung zum Verkehrskonzept Innenstadt ursprünglich mit Pfeilen missverständlich dargestellt und wurde deshalb umgehend berichtigt.» Warum die andere Richtung befahren werden darf, begründet das Amt damit, dass der «Umweg Blumenrain – Barfüsserplatz via Marktplatz als zu gross beurteilt wird und die Trachsen zweimal gequert werden müssten.»

Entsteht dieser «zu grosse» Umweg also nur in einer Richtung? Das Baudepartement präzisiert: «Die Aussage im Ausgabenbericht bezüglich grossem Umweg und der Querung der Tramgeleise bezieht sich auf die Verbindung vom Kleinbasel via Mittlere Brücke in Richtung Barfüsserplatz.» Nicht gemeint sei der Veloverkehr vom Blumenrain in Richtung Barfüsserplatz. Zudem seien «aufgrund der engen räumlichen Gegebenheiten in der Verbindung Hutgasse – Glockengasse – Sattelgasse in Richtung Spiegelgasse die Voraussetzungen für den Veloverkehr nicht gegeben.»

Während Pro-Velo-Präsident Wüest-Rudin den «guten Kontakt zur Verwaltung» betont und sich der Lobbyverband mit Forderungen zurückhält, suchen sich die Velofahrenden wie Wasser im Gestein selber den direktesten Weg – legal oder illegal.

Während der Recherche für diesen Beitrag begegnet die TagesWoche mehreren Velofahrern, die die beiden beschriebenen Anpassungen bereits jetzt für sich einfordern. Ob sie es dereinst offiziell tun dürfen, hängt in erster Linie davon ab, wie lange der Burgfrieden bei den Diskussionen um das Basler Verkehrsregime noch hält.

tageswoche.ch/+corqu

x



Normalerweise gilt in der Freien Strasse Fahrverbot für Velos – was Pro Velo kritisiert. FOTO: BENJAMIN SCHMID

Reaktionen aus der Community

von Chnuibli
- Inzwischen bin ich so verwirrt, wo in der Innenstadt gefahren werden darf und wo nicht, dass ich – an meinem freien Tag immer mit dem Velo unterwegs – die Innenstadt für meine Einkäufe meide. Lieber gebe ich mein Geld im Gundeli, Kleinbasel und St. Johann aus.

Verkehrsregime

Die Velos fahren Umwege, die Lobby schweigt

von Benjamin Schmid

Nach neun Monaten lässt sich feststellen: Das Verkehrskonzept Innenstadt funktioniert. Die heissen Diskussionen um das Fahrverbot für den motorisierten Verkehr sind weitgehend abgekühlt. Neun Monate gut – alles gut?

Nicht ganz. Eine beachtliche Masse der Verkehrsteilnehmer könnte durchaus noch klagen: die Velofahrenden. David Wüest-Rudin, Präsident von Pro Velo beider Basel, zeigt sich mit der Umsetzung aber weitgehend zufrieden. «Es gibt zwar gewisse punktuelle Anpassungswünsche», sagt er. Doch sei es «nicht opportun, bereits Forderungen nach Änderungen anzubringen».

Diese Zurückhaltung des Velo-Lobbyverbands mag erstaunen, doch: «Solange sich die anderen Anspruchsgruppen zurückhalten, tun wir es auch», sagt Wüest-

Rudin, nennt aber auch zwei Anpassungen, von denen Velofahrer im Grossbasel massgeblich profitieren könnten:

1. Durchfahrt Freie Strasse

Heute ist für Velofahrer die Zufahrt in die grösste Einkaufsmeile der Stadt rund um die Uhr tabu – mit Ausnahme der aktuellen Baustellensituation in der Gerbergasse oder wenn sie während den Anlieferungszeiten Güter transportieren. Dann dürfen sie wie motorisierte Zulieferer im Schrittempo durch die Freie Strasse rollen. Die Velo-Lobby würde es begrüssen, würde hier sowie in allen Fussgängerzonen das generelle Veloverbot ausserhalb der Sperrzeiten aufgehoben, so Wüest-Rudin.

Beim Amt für Mobilität will man von solch einer Lockerung nichts wissen. War die Freie Strasse vorher eine temporäre Fussgängerzone mit vier verschiedenen Fahrverbotszeiten unter der Woche, ist sie seit Anfang Jahr (mit Ausnahme der Anlieferungszeiten) eine reine Fussgängerzone. «Dies soll so beibehalten werden», schreibt das Amt für Mobilität.

2. Gegenverkehr Stadthausgasse

Etwas komplizierter wird es bei der zweiten Verbesserung, die sich Wüest-Rudin wünschen würde: Wer mit dem Velo vom Bar-

ANZEIGE

AN WEN GEHT DER MITTE-SITZ?
FÜR PRAGMATISMUS IN DER
FLÜCHTLINGSPOLITIK!

LISTE
10
WÄHLEN

grünliberale

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Kuala Lumpur

Wie grenzenlos die Freiheit wohl in der Wolke ist? Über 100 Menschen kennen die Antwort. Sie sprangen alle vom Kuala Lumpur Tower, der gerade durch Rauch von Brandrodungen dick eingehüllt ist. Andere bevorzugten freie Atemwege und blieben zu Hause.

OLIVIA HARRIS/REUTERS



Conway

Wenn alle Dämme brechen, müssen alle solidarisch zusammenstehen. Nach Regengüssen in Rekordmengen versinkt der US-Bundesstaat South Carolina im Chaos.

RANDALL HILL/
REUTERS



Mato Grosso

Auch wenn es für Sojabohnen und nicht für Rinderzucht ist: Schöner sieht abgeholzter Amazonas-Regenwald auf keinen Fall aus.

PAULO WHITAKER/
REUTERS



Paris

Oh, là, là! Für die Fashion Week in Paris lässt sich eine Rihanna natürlich nicht lumpen. Bis zum Hals eingedeckt mit frischer Mode zeigt sich der Superstar wieder einmal von der vornehmeren Seite.

CHARLES PLATIAU/
REUTERS



Peschawar

Diese pakistanischen Arbeiter sind alles andere als Pfuscher-Handwerker. Des Maurers Handwerk beherrschen sie zwar offensichtlich weniger. Dafür holen sie für ihn die Steine aus dem Feuerofen.

FAYAZ AZIZ/REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Ernst-Ehrsam, Alfred Oskar, von Basel/BS, Cernier (Val-de-Ruz/NE, 17.12.1951–03.10.2015, Grabenmattweg 35, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Franz-Corvini, Antoinette, von Basel/BS, 14.10.1926–02.10.2015, Bettenstr. 51b, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 09.10., 10.30 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Glanzmann-Lippi, Hermann, von Hasle bei Burgdorf/BE, 19.12.1951–05.10.2015, Steinbühlweg 11, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im Familien- und Freundeskreis.

Gobetli-Olibet, Adolf Johann, von Ingenbohl/SZ, 08.07.1931–29.09.2015, Muesmattweg 33, Allschwil, wurde bestattet.

Schmidt, Ingeborg Sophie Gesine, von Deutschland, 13.12.1921–30.09.2015, Muesmattweg 33, Allschwil, wurde bestattet.

Basel

Berger, Paul, von Oberlangenegg/BE, 28.10.1930–26.09.2015, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Binetti, Andreas Diego, von Basel/BS, Ponte Capriasca/TI, 04.09.1957–24.09.2015, Rheinsprung 16, Basel, wurde bestattet.

Bögli, Hanna, von Basel/BS, 19.03.1954–05.10.2015, Strassburgerallee 113, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Bürki-Strölin, Hans, von Langnau im Emmental/BE, 20.08.1930–01.10.2015, Byfangweg 7, Basel, wurde bestattet.

Eggmann, Gerda Anna Auguste, von Gondiswil/BE, Zürich/ZH, 17.08.1928–26.09.2015, Meret Oppenheim-Str. 62, Basel, wurde bestattet.

Grosjean, René Albert, von Plagne/BE, 13.10.1940–30.09.2015, Hechtliacker 44, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 13.10., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Häfliger-Weiss, Anna, von Fischbach/LU, 09.05.1942–30.09.2015, Erlenmattstr. 7, Basel, Trauerfeier: Freitag, 09.10., 14.00 Uhr, Gottesacker Riehen.

Halter-Steiner, Paul Ernst, von Basel/BS, 02.01.1940–27.09.2015, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Henökl-Landolf, Hugo, aus Österreich, 30.03.1922–23.09.2015, Müllheimerstr. 178, Basel, wurde bestattet.

Honegger, Ferdinand Ernst, von Mels/SG, 19.01.1949–02.10.2015, Hagentalerstr. 49, Basel, wurde bestattet.

Kade-Graff, Lydie Esther Myriam, von Basel/BS, 17.04.1929–04.10.2015, Falkensteinerstr. 30, Basel, Trauerfeier: Freitag, 09.10., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Ramponi, Giuseppe, von Basel/BS, 21.05.1917–28.09.2015, Dornacherstr. 142, Basel, wurde bestattet.

Schmeck-Laci, Horst Karl Erich, aus Deutschland, 24.02.1944–04.10.2015, Frobürgstr. 45, Basel, Trauerfeier: Freitag, 09.10., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schöpfer-Mathis, Jakob, von Escholzmatt/LU, 01.02.1936–29.09.2015, Emanuel Büchel-Str. 2, Basel, wurde bestattet.

Stöckli, Anna, von Frenkendorf/BL, 07.02.1935–01.10.2015, St. Galler-Ring 54, Basel, wurde bestattet.

Strebel, Josef, von Aristau/AG, 15.10.1929–07.09.2015, Wasgenring 151, Basel, wurde bestattet.

Stucky-Recher, Hans, von Basel/BS, 16.06.1930–29.09.2015, Prattelerstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Tanner-Engel, Marietta, von Basel/BS, 26.08.1925–

23.09.2015, Elsässerstr. 34, Basel, wurde bestattet.

Todaro, Antonino, aus Italien, 05.02.1936–30.09.2015, Thannerstr. 9, Basel, Trauerfeier: Freitag, 09.10., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Tropschuh Midik, Beate, aus Deutschland, 22.02.1949–13.09.2015, Brombacherstr. 11, Basel, wurde bestattet.

Würthner-Werren, Waltraud, von Plönzig, 10.08.1933–28.09.2015, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Ackermann, Gerhard, von Hendschicken/AG, 06.02.1936–27.09.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Cirillo, Andrea, aus Italien, 13.07.1969–04.10.2015, Hauptstr. 32, Birsfelden, wurde bestattet.

Frenkendorf

Castro-Varela, Felisa, aus Spanien, 01.05.1937–03.10.2015, Bahnhofstr. 29, Frenkendorf, wurde bestattet.

Muttenz

Hophan, Marie-Thérèse, von Basel/BS, Glarus Nord/GL, 21.12.1937–24.08.2015, (wohnhaf gewesen in Allschwil, Dr. Augustin-Haus), Muttenz, Trauerfeier: Dienstag, 13.10., 14.00 Uhr, Abdankeungsraum Friedhof Muttenz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttenz.

Ledermann-Nyffenger, Gertrud, von Muttenz/BL, Schwarzhäusern/BE, 03.12.1927–28.09.2015, Reichensteinerstr. 55, APH Käppeli, Muttenz, wurde bestattet.

Stegmann-Gonzi, Karl, von Muttenz/BL, Rümelingen/BL, 14.01.1921–04.10.2015, Rössligasse 5, Muttenz, Urnenbeisetzung: Freitag, 09.10., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend Trauerfeier in der ref. Kirche St. Arbogast Muttenz.

Wälti-Tanne, Horst, von Arni/BE, 13.12.1925–02.10.2015, (Aufenthalt in Pratteln, APH Nägelin-Stiftung), Muttenz, Trauerfeier: Mittwoch, 14.10., 14.00 Uhr, Abdankeungsraum Friedhof Muttenz.

Pratteln

Fässler, Bruno Walter, von Frenkendorf/BL, 05.05.1951–04.10.2015, Längitstr. 35, Pratteln, Abdankeung: Freitag, 09.10., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Blözen, Abdankeungskapelle.

Sarkissian-Delfino, Nerses, von Birsfelden/BL, 10.11.1922–03.10.2015, Rankackerweg 2, Pratteln, Abdankeung: Dienstag, 13.10., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Reinach

Anderhub, Xaver, von Eschenbach/LU, Hohenrain/LU, 21.04.1951–05.10.2015, Aumattstr. 16, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Freitag, 16.10., 10.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Feigenwinter-Fuchs, Anna, von Reinach/BL, 20.07.1917–05.10.2015, Birsigtalstr. 4, Reinach, Trauerfeier und Beisetzung: Montag, 12.10., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Früh-Ballmer, Martha, von Basel/BS, Affeltrangen/TG, 16.10.1926–01.10.2015, Dornacherweg 69, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Freitag, 09.10., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Niederer-Schmid, Margrit, von Lutzenberg/AR, Münchenstein/BL, 10.06.1927–06.10.2015, Baselstr. 105 (mit Aufenthalt in Münchenstein, APH Hofmatt), Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung:

Freitag, 16.10., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Berger-Ramseier, Erich, von Basel/BS, 14.07.1928–29.09.2015, Dörnliweg 13, Riehen, wurde bestattet.

Leu-Weber, Charlotte Daisy Rita, von Merishausen/SH, 18.09.1926–15.09.2015, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, wurde bestattet.

Righetti-Geiger, Heidy Emilie, von Riehen/BS, 16.11.1926–30.09.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, wurde bestattet.

«Ich sah dich, und die milde Freude
Floss aus dem süsßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Atemzug für dich.»
J.W. Goethe

Wir nehmen Abschied von

Renato Senaldi

(21.5.1976; gestorben 18.9.2015)

Lebenspartner, Papa, Sohn, Bruder, Freund, Arbeitskollege.

Wir sind dennoch erfüllt und dankbar für die schönen Jahre,
die uns vergönnt waren. Am Ende zählt, was bleibt.

In Liebe Angelina Koch,
seine Kinder Armin und Ella,
Familie und Freunde

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Die Wahlen sollten Anlass sein für Diskussionen zu den wichtigen Themen. So wie die Zukunft der Demokratie: hier einige Vorschläge.

Mit 10 Schritten zu neuem Glanz

von Andreas Gross

Diese eigenartige Entpolitisierung der Wahl ins Parlament, immerhin ein Kerngeschäft jeder Demokratie, das ist, als würden bei einer Tour de Suisse die Rennfahrer von ihrem Velo steigen, bloss weil ihnen ein speziell steiler Berg bevorsteht. Dabei sind es gerade die Duelle am Berg, die faszinieren, und weniger die Pedalerei des ganzen Feldes in den Ebenen.

Es sind nun aber nicht die Kandidierenden, die vor der Wahl den Berg scheuen. Die Fahrer wären bereit, sich anzustrengen. Die Lust dazu scheint vielmehr bei manchen Rennteams zu fehlen, spricht bei einigen Parteien. Oder meiden diese den Streit, weil sie Angst haben, es könnte ihnen argumentativ der Schnauf ausgehen?

Was hinzu kommt: Die Strasse zum Gipfel ist voller Löcher. Zum Teil ist der Asphalt aufgerissen, zum Teil von der Sonne aufgeweicht. Der Veranstalter hat also ein Rennen auf einer Strecke versprochen, die sich schlicht nicht befahren lässt. Er hat zu viel versprochen. Die Voraussetzungen fehlen.

Homestories statt Debatten

Genauso bei den Wahlen. Auch hier fehlt die Grundlage, die Rennstrecke. Nämlich die politische Öffentlichkeit, in der diskutiert und gestritten werden kann. Vor allem in der deutschen Schweiz scheinen die wichtigen Medien höchstens noch interessiert an Einzelzeitfahren. Noch lieber zeigen sie, um beim Bild zu bleiben, Homestories von den Fahrern. Wie sie ihre Jungen zur Schule bringen. Was sie kochen. Was sie von der Politik halten.

Ein Streitgespräch unter vier, fünf Sachverständigen aus verschiedenen Parteien zu einem wichtigen Thema wie Europa, AHV, Krankenversicherung, Verkehrspolitik, Energiewende, Lohngleichheit, Siedlungspolitik, Bildung, Service public, dies einmal pro Woche ab Ende der Sommerferien, und zusammen mit Belegen über das Schicksal entsprechender Vorlagen in der letzten Legislatur, ergänzt mit dem Stimmenthalten der verschiedenen Fraktionen: Fehlanzeige! Nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu lesen, nicht mehr zu hören.

Auch die Zeitungen haben aufgehört, über Debatten zu berichten, die nicht sie organisiert haben. Kommentieren heisst: Argumente erweitern, auch das machen die Zeitungen nicht mehr. Zu «aufwendig» sei das. Aber ohne Arbeit gibt es keine Orientierung. Durchblick und Verständnis sind nicht auf dem Sofa zu finden.



Andreas Gross ist Politikwissenschaftler und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat. tageswoche.ch/themen/Andi_Gross

Ein zentrales Thema, das alle angeht und das uns abhandeln zu kommen scheint, fehlt auch dort, wo zumindest die Parteien noch versuchen, Themen zu setzen und programmatisch zu entwickeln: die Demokratie. Auch hier scheint das Paradox zu gelten: Je schlimmer es um ein Thema steht, desto weniger kommt es vor den Wahlen zur Sprache. Obwohl allen klar ist, dass die Thematisierung vorher die Voraussetzung ist, dass wir uns danach auch darum kümmern.

Je schlimmer es um ein Thema steht, desto weniger kommt es vor den Wahlen zur Sprache.

Deshalb sei hier das Sanierungsprogramm für unsere erodierende Demokratie nachgeliefert. Es beinhaltet zehn Aufträge an die Liebhaber des Gesamtkunstwerks – immerhin die Grundlage unserer Freiheit sowie Bedingung für weniger Ungerechtigkeit. Es ist ein Vorschlag, wie die dünn und fragil gewordenen Mosaikteile restauriert und ergänzt werden könnten:

Die Demokratie muss inklusiver werden. Es darf nicht sein, dass fast ein Drittel derjenigen, die von den Entscheidungen betroffen sind, vom Entscheidungsprozess ausgeschlossen werden. Drei Jahre, nachdem sie sich in der Schweiz niedergelassen haben, dürfen auch Menschen ohne Schweizer Pass an den National- und Ständeratswahlen teilnehmen.

Auf Bundesebene ist das Initiativrecht zu grob. Es steht uns nur die grosse Kiste der Verfassungsinitiative zur Verfügung. Wie in den Kantonen benötigen wir die Gesetzesinitiative. Und angesichts der zunehmenden Bedeutung der Welt und Europas und der dortigen vorläufigen Dominanz der Regierungen benötigen wir ein EU-Initiativrecht, mit welchem dem Bundesrat entsprechende Aufträge erteilt werden können.

Die schweizerische Demokratie muss vom Geld befreit werden. Wer Geld in die Politik wirft, muss sagen, woher es kommt.

Der politische Wettbewerb muss fairer werden. Die Werbebudgets vor Wahlen und Abstimmungen dürfen nicht zu ungleich sein. Es braucht einen Ausgleichsmechanismus. **Die Demokratie** darf nicht länger gegen die Menschenrechte ausgespielt werden. Es braucht in der Verfassung einen Schutz der Menschenrechte. Die Mehrheit darf nicht länger über Grundrechte von Minderheiten abstimmen können.

Demokratie will auch gelernt sein. Wir müssen die politische Bildung stärken. Für jeden Franken, den die Gemeinden und Kantone dafür ausgeben, zahlt ihnen der Bund 90 Rappen zurück.

Die politische Öffentlichkeit muss restauriert werden, der Service public ist zu erweitern. Aus dem Topf, den wir heute in Form der Radio- und TV-Gebühren füllen, müssen künftig auch Qualitätszeitungen unterstützt werden, entsprechend der Seiten, die sie für Meinungsbildung und Diskussionen bereitstellen.

Demokratie ist keine Wochenend-Sache oder des Feierabends. Sie muss auch hinter den Bürotüren und Werktoeren Einzunehmen. In Unternehmen sollten die Arbeitenden auch Betriebsräte wählen dürfen, die ihre Interessen vertreten und bei Investitionen mitreden dürfen.

Die Demokratie braucht Europa wie die EU die Demokratie. Wir müssen die Demokratie in einer europäischen föderalistischen Bundesverfassung europäisieren und transnationalisieren.

Die Globalisierung der Wirtschaft ruft nach der Globalisierung der Demokratie. Anders können der Markt und das Kapital nicht zivilisiert werden. Dazu brauchen wir die Globalisierung des Strassburger-Modells mit einer Globalen Menschenrechtskonvention (GMRK), die jedem Menschen angesichts jeglicher Macht Rechte verschafft, die er oder sie im Notfall vor einem Weltgerichtshof einklagen kann.

tageswoche.ch/+u6tzi

×

Gesellschaft

Eine Ausstellung will uns «Mut zu mehr Mut» zureden. Was Zivilcourage aber heisst, bleibt interpretationsbedürftig.

Ist jetzt alles Zivilcourage?

von Georg Kreis

Wenn nicht ich, wer dann?» So heisst eine Ausstellung zum Thema Zivilcourage, die im Historischen Museum Basel gezeigt wird. Zu dieser Frage wollen wir hier ein paar Überlegungen anstellen. Worum geht es da? Warum erhalten wir das jetzt vorgeschützt? Was machen wir damit?

Vielleicht sollte man das Wort Zivilcourage vermeiden, aber es geht um Schulung zur Selbstschulung. Oder es geht, wie es heute gern heisst, um Sensibilisierung.

Die Ausstellung zeigt Spielszenen, zu denen man Stellung nehmen und vor denen man sich mit seinen Reaktionen in die bisher abgegebenen Antworten einordnen

kann: zum Verhalten bei einem Verkehrsunfall, bei Büromobbing, Schlägereien, Vandalismus und so weiter. Es geht mehrheitlich um die Frage, wann und wie man gegebenenfalls eingreifen soll, wenn man «Zeuge» eines Konflikts wird, in dem ein direkt Betroffener Beistand benötigt.

Im Propagieren von Zivilcourage besteht jedoch die Tendenz, den Begriff zu überdehnen und entsprechend flach zu machen. Betagten ins Tram helfen oder Touristen Orientierungshilfe bieten, sind keine Akte der Zivilcourage. Vielleicht sind sie aber als selbstverständliche Praxis eine gute Voraussetzung für ein anspruchsvolles Engagement. Es geht dabei nicht um Hilfe schlechthin. Es geht vielmehr um Hilfe, für die es etwas Mut braucht, Hilfe, die öffentlich gegen Handlungen eingesetzt wird, die eine allgemeingültige Werteordnung verletzen.

Nichtstun ist auch ein Tun

Mit unserem individuellen Handeln setzen wir uns nicht nur für einzelne Opfer ein, sondern auch für die Wahrung der geltenden Werte. Und wir stärken diese damit zugleich. Ob Schutz der Schwachen, Gerechtigkeit, Respektierung der Würde – welche Werte auch immer uns wichtig sein sollen, wird auf vielfältige Weise von Eltern,

Hoch gelobt und tief gefallen: Die Whistleblowerinnen Esther Wyler (l.) und Margrit Zopfi, hier beim «Prix Courage». FOTO: KEYSTONE



von der Schule, den Kirchen und Medien vermittelt. Neuerdings werden auch spezielle Kurse in Zivilcourage angeboten. Es gibt sogar Stadtrundgänge, auf denen man mit gespielten Szenen mit der Problematik konfrontiert ist.

Und jetzt sind wir auch mit dieser Ausstellung aufgefordert, «Mut zu mehr Mut» aufzubringen. Wir sollten uns generell und quasi im Voraus vergegenwärtigen, dass ein solches, offenbar nicht selbstverständliches, Engagement nötig ist, damit im Akutfall die nötige Disposition in uns vorhanden ist. Den Rest muss man selber machen. In allen Varianten sollte man sich bewusst sein, dass Nichtstun auch ein Tun ist. Indem man etwas geschehen lässt, wird man indirekt zum Komplizen des Täters.

Gegen die Gleichgültigkeit

Mittlerweile scheint es ein Fakt zu sein, dass aktive Anteilnahme statt passivem Zuschauen keine Selbstverständlichkeit (mehr) ist, weil unsere Gesellschaft zunehmend anonym wird. In den Städten leben wir ein dichtes, aber im guten Sinn auch ohne private Aufmerksamkeit auskommendes Nebeneinander. Wir leben immer häufiger in Singlehaushalten – auch das ein Umstand, der isolierte Privatheit begünstigen könnte.

Werden wir plötzlich mit Krisenfällen konfrontiert, sollten wir rasch den Modus ändern und uns klarmachen, dass diese uns etwas angehen, obwohl sie uns scheinbar nichts angehen.

Seit 1997 vergibt der «Beobachter» den «Prix Courage». Die Entstehungszeit dieses Preises zeigt vielleicht beides: dass in jenen Jahren gesellschaftliche Gleichgültigkeit grösser geworden sein könnte und dass auch das Bestreben zugenommen hat, ihr entgegenzuwirken. Zudem zeigt die Liste der inzwischen verliehenen Preise die Bandbreite auf, was als Zivilcourage aufgefasst werden kann. Sie reicht vom aufgedeckten Zürcher Klärschlammkandal (1997) bis zur Rettung von Einzelpersonen vor dem sicheren Tod (2014).

In der bisherigen Auseinandersetzung, wie sie bei der Ausstellungseröffnung und in einer Sonntagsmatinée der GGG-Stadtbibliothek geführt worden ist, fällt auf, dass die Notwendigkeit eines persönlichen Engagements vor allem an Fällen diskutiert wird, in denen es um Gewalttätigkeiten geht: um Handtaschen- und Handyraub, um sexuelle Übergriffe, um Kindsmishandlungen. Solche Tötlichkeiten fallen

unter kriminelles Handeln. Es ist entsprechend fassbar und wird von Medien registriert und gerne diskutiert. In diesen Fällen erhalten wir schnell die berechnete Anschlussempfehlung, keinen falschen Mut zu entwickeln und unverzüglich die Polizei anzurufen.

Betagen ins Tram helfen oder Touristen Orientierungshilfe bieten, sind keine Akte der Zivilcourage.

Es gibt keine Verpflichtung, jemanden vor körperlicher Verletzung durch Dritte präventiv zu schützen. Hingegen schreibt das Strafgesetzbuch mit Artikel 128 vor, dass in unmittelbarer Lebensgefahr schwebenden Menschen im Rahmen des Zumutbaren und der vorhandenen Kenntnisse und Fähigkeiten Nothilfe geleistet werden muss und eine Unterlassung der Nothilfe bestraft wird.

In den Diskussionen um Zivilcourage gerät eine andere Problematik ebenso schnell in den Hintergrund: die Verletzung von Mitmenschen durch unsoziales Verhalten, durch Mobbing am Arbeitsplatz, durch rassistische Herabsetzung, durch verletzende Witze. Hier ist oder wäre man umgekehrt aufgefordert, mehr Mut aufzubringen und nicht sogleich nach der Polizei und dem Kadi zu rufen.

Was Zivilcourage ist, bleibt aber interpretationsbedürftig. Kann es des Guten auch zu viel geben? Wie weit darf Sozialkontrolle gehen etwa beim Littering oder angesichts «undisziplinierter» Fussgänger in Anwesenheit von Kindern, für die sie eigentlich Vorbild sein sollten?

Verpfeifen oder warnen

Ein Blick auf die Wortgeschichte hilft beim inhaltlichen Auffüllen des Begriffs Zivilcourage auch nicht viel weiter. Der Sprachgebrauch ging offenbar einmal davon aus, dass im Krieg Courage vor dem Feind gefordert war, diese Tugend dann ins Zivile übertragen wurde und es dabei weniger ums Angreifen als ums Verteidigen ging und geht.

Als eine weitere Kategorie ebenso erwünschter wie nötiger Zivilcourage wird das sogenannte Whistleblowing, negativ

als «Verpfeifen», positiv als Abgeben von Warnsignalen, bezeichnet. Dabei geht es darum, internen Missstände in der öffentlichen Verwaltung oder in Privatunternehmen bekannt zu machen.

Der zurzeit berühmteste und doch langsam schon wieder in Vergessenheit geratene Whistleblower ist Edward Snowden, der ehemalige, einst in Genf stationierte US-Geheimdienstler. Seine Enthüllungen gaben Einblicke in das Ausmass der weltweiten Überwachungs- und Spionagepraktiken. Wie zu erwarten, wurde er darauf von der Spionageagentur selbst der Spionage angeklagt.

Auch die Schweiz hat ihre couragierten Whistleblower: Ganz besonders Malica Skrijelj, die als Metallarbeiterin gegen diskriminierende Frauenlöhne klagte und deswegen entlassen wurde, sowie Margrit Zopfi und Esther Wyler, die Unregelmässigkeiten in der Zürcher Sozialhilfe publik machten und darum ebenfalls ihre Stellen verloren. Diese beiden Engagements wurden 2002 und 2010 mit dem «Beobachter»-Preis gewürdigt.

Kaum Schutz für Whistleblower

Ein anderer, noch halbwegs bekannter Whistleblower war Christoph Meili. Er verhinderte 1997 die vermeintliche Vernichtung alter Bankbelege zu nachrichtenlosen Vermögen von Holocaust-Opfern durch die Schweizerische Bankgesellschaft und machte den Vernichtungsversuch bekannt.

Die Schweiz ist im Vergleich mit dem Ausland in der gesetzlichen Regelung von Whistleblowing im Rückstand. Man bastelt schon seit einer Weile an einem entsprechenden Gesetz. Der Bundesrat schlug vor, eine Meldung soll in der Regel nur dann zulässig sein, wenn sie zuerst an den Arbeitgeber und erst dann an eine Behörde erfolgt. Der Gang an die Öffentlichkeit soll nur unter bestimmten Bedingungen als letztmöglicher Weg rechtmässig sein. Im Mai dieses Jahres wies der Nationalrat die Vorlage jedoch als zu kompliziert zurück.

Da geht es um die Aufdeckung von Missständen am Arbeitsplatz und um Kündigungsschutz. Mehr kann scheinbar nicht reglementiert werden. Wer auf gesellschaftliche Missstände hinweist, hat allerdings ebenfalls Sanktionen informeller Art in Kauf zu nehmen, weiche Formen der Ächtung, vielleicht sogar die Aussichtslosigkeit bei Stellenbewerbungen. Das ist oder wäre eben der Preis für Engagement.

tageswoche.ch/+4ss8m

×

ANZEIGE

AN WEN GEHT DER MITTE-SITZ?
FÜR EINE GESUNDE UMWELT!

LISTE
10
WÄHLEN

grünliberale

Thomas Maissen kämpft gegen die Geschichtsdeutung der SVP. Ein Gespräch über Parolen und verzerrte Geschichtsbilder.

«Jeder Historiker hat politische Überzeugungen»

von Simon Jäggi

Kaum einmal spielte die Schweizer Geschichte in der Politik eine so grosse Rolle wie in diesem Jahr, in dem Wahlkampf und grosse Jubiläen zusammentreffen. 700 Jahre seit der Schlacht von Morgarten, 500 Jahre seit jener bei Marignano, 200 Jahre seit dem Wiener Kongress. Dabei versteht es die SVP besonders gut, heutige Politik mit Nationalgeschichte zu verknüpfen, begründet mit Marignano den Ursprung der Schweizer Neutralität und mit Morgarten den historischen Widerstand gegen fremde Vögte.

Während die übrigen Parteien die Geschichte der SVP überlassen, mischen sich Historiker in die Debatte ein. Allen voran Thomas Maissen, der in Basel seine Kindheit und Jugend verbracht hat. Anfang Jahr erschien sein Buch «Schweizer Helden-

geschichten», in dem er historische Aussagen von Christoph Blocher und Ueli Maurer demontiert. Seither reist der 53-Jährige von Auftritt zu Auftritt und liefert sich mit Blocher und weiteren Parteivertretern hartnäckige Diskussionen über die Vergangenheit des Landes. Wir haben ihn an seinem Arbeitsort in Paris zum Gespräch getroffen. Im Interview sagt er, was ihn antreibt, weshalb ein Land wie die Schweiz Mythen braucht und weshalb er sich in Zukunft aus der Diskussion zurückziehen wird.

2015 wurde so viel über Mythen und den Ursprung der Schweiz diskutiert, wie seit Langem nicht mehr. Ist es ein gutes Jahr für die Schweizer Geschichte?

Ob es für die Geschichte der Schweiz ein gutes Jahr war, wird man erst in 10 oder

50 Jahren sagen können. Aber als Historiker bin ich nicht unglücklich, wenn geschichtliche Themen von einem breiten Publikum und seriös diskutiert werden.

War es denn seriös?

Die Berichterstattung der Medien finde ich insgesamt gut. Dass auf einer ganzen Seite über ein Thema wie die Schlacht von Marignano berichtet wird, welche 500 Jahre zurückliegt, das ist doch aussergewöhnlich.

Was ist der Grund für die grosse Aufmerksamkeit?

Morgarten, Marignano und der Wiener Kongress werden stark mit Grunddeutungen der Schweizer Aussenpolitik verbunden. Also Verteidigung der Freiheit, Unabhängigkeit, Demokratie, Neutralität. Man kann grundsätzliche Probleme von heute anhand von historischen Bildern diskutieren.

A full-length portrait of Thomas Maissen, a man with short brown hair and glasses, wearing a dark blue button-down shirt and dark trousers. He is standing in a minimalist setting with a light-colored wall and a dark floor. The lighting is soft, coming from the left, casting a slight shadow on the wall behind him.

Thomas Maissen, wurde 1962 in Zürich als Sohn eines Schweizer Vaters und einer finnischen Mutter geboren. In Basel besuchte er das Humanistische Gymnasium. Von 1981 bis 1989 studierte er Geschichte, Latein und Philosophie an der Universität Basel sowie in Rom und Genf. Er war von 2004 bis 2013 Professor für Neuere Geschichte an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Seit 2013 leitet er das Deutsche Historische Institut in Paris. Er ist verheiratet und Vater von vier Kindern.

Thomas Maissen: «Erzählungen über die Vergangenheit sind wichtig. Doch zurzeit findet ein relativ dumpfes Erzählen statt.» FOTO: KEYSTONE

Eine Diskussion, die vor allem von der SVP angeheizt wird.

Die Partei beansprucht seit den 1990er-Jahren die Schweizer Geschichte für sich und stützt sich dabei auf veraltete Geschichtsbilder, wie sie während der geistigen Landesverteidigung verwendet wurden. Daneben ist es die SP, welche sich um ein moderneres Bild der Schweiz bemüht und die Gründung des schweizerischen Bundesstaates 1848 oder den Landesstreik von 1918 betont. Was ich bedaure, ist, dass die anderen Parteien den Rechtskonservativen dieses Feld als Hüterin der Schweizer Geschichte überlassen.

Woher kommen diese Berührungsängste bei den übrigen Parteien, was alte Schweizer Geschichte angeht?

Ich kann es mir letztlich nicht erklären. Am wenigsten bei den Freisinnigen, die traditionell die Geschichtsschreibung in der Schweiz geprägt haben. Weshalb die FDP dieses Terrain nicht mehr verteidigt, ist mir ein Rätsel. Vielleicht hat es mit einer gewissen Staatsfeindlichkeit zu tun, die im Freisinn seit den 1980er-Jahren vorherrscht – eine Feindschaft auch gegen den Staat von 1848, den die Freisinnigen geschaffen und entwickelt haben. Das ist aber nicht mehr als Spekulation.

Sind Sie als Historiker der SVP auch dankbar, dass sie die Schweizer Geschichte in diesem Jahr so stark zum Thema gemacht hat?

Dankbarkeit wäre vielleicht etwas zu viel der Gefühle, schliesslich wünsche ich mir als Historiker auch einen sachlichen Umgang. Die Partei verfolgt aber kein wissenschaftliches Interesse, sondern eine politische Polemik. Das ist durchaus legitim, liegt aber nicht im Interesse von Historikern. Da bin ich zu wenig verliebt in die Schweizer Geschichte, als dass ich mich über jede Gelegenheit für eine Diskussion freuen müsste.

Weshalb haben Sie sich in die Diskussion eingemischt?

Was mich ärgert, ist die Verzerrung der historischen Fakten. Genauso wie ein Sozialmediziner gefordert ist, korrigierend in die Debatte um die Krankenkassenreform einzugreifen, ist es auch der Historiker. Er muss nicht bei jedem Stammtischgespräch eingreifen. Wenn aber systematisch Geschichtsbilder vertreten werden, die nicht mehr dem Stand der Forschung entsprechen, dann gehört es auch zu seiner Aufgabe darauf hinzuweisen.

Also haben Sie das Buch «Schweizer Heldengeschichten und was dahintersteckt» geschrieben.

Eigentlich war dieses Buch bereits vor zwei Jahren fast fertiggestellt. Es fehlte noch das grosse Einleitungskapitel zur Geschichtsschreibung, das ich 2013 wegen des Umzugs von Heidelberg nach Paris nicht mehr schreiben konnte, sondern erst im Sommer 2014. Dass das Buch 2015 erschienen ist, war dem Verlag aber recht, weil das mit den Jubiläen von Morgarten, Marignano und dem Wiener Kongress zusammenfiel.



FOTO: KEYSTONE

«Wenn man mit Blocher diskutiert, geht es um Parolen und Schlagwörter. Man wird unterbrochen und muss auch selber unterbrechen.»

An Podiumsdiskussionen der «Weltwoche», des «Blick», im Gotthardmassiv vor den Kameras des SRF: Seit Anfang Jahr streiten Sie bei verschiedenen öffentlichen Auftritten mit Christoph Blocher über die Schweizer Geschichte. Was treibt Sie an?

In meinem Buch stelle ich die Geschichtsdeutung von Christoph Blocher infrage. Es war ihm wohl ein Bedürfnis, dass er auf diese Vorwürfe reagieren kann, da hatte ich gar keine Wahl. Man kann nicht ein solches Buch schreiben und sich dann der Diskussion entziehen. Sonst hätte es geheissen, Maissen kneift und ist ein Schreibtischtäter. Christoph Blocher sagte mir in einem Pausengespräch einmal, er habe immer wieder vergeblich die Diskussion mit Historikern gesucht. Ich kann mir vorstellen, dass viele meiner Kollegen an solchen Auftritten wenig Freude hätten.

Ihnen hat es Spass gemacht?

Ich habe es lustig gefunden, ja. Aber man muss doch auf eine Art argumentieren, wie wir es uns nicht gewohnt sind, es geht um Parolen und Schlagwörter. Man muss ertragen, dass man unterbrochen wird und man muss auch selber unterbrechen. Das ist eine Art der Diskussion über historische Themen, die nicht jedem Wissenschaftler gegeben ist.

Was machte Ihnen Freude daran?

Zu sehen, dass man Blocher und der SVP mit historischen Argumenten beikommen kann. Was die Partei als historische Fakten verkündet, ist zu einem grossen Teil auf Sand gebaut. Obwohl ich natürlich rhetorisch und politisch weit unerfahrener bin als ein Vollblut-Profi wie Blocher, ist es mir gelungen, ihm Paroli zu bieten. Es ist durchaus befriedigend, wenn man mit Argumenten punkten kann und auch Applaus und einige Lacher auf seiner Seite hat.

Die laufenden Diskussionen, auch zwischen Ihnen und Blocher, drehen sich immer wieder um die Frage nach Mythos und Tatsachen. Was unterscheidet das eine vom anderen?

Ich habe immer versucht Mythos als Wort zu vermeiden.

Weshalb?

Das Problem ist, dass in die Geschichtsschreibung immer auch die Deutung der Vergangenheit hineinspielt. Dass am 9. Mai 1945 der Zweite Weltkrieg vorbei war, das ist

unbestritten. Sobald es um die Folgen der Ereignisse geht, wird es schwieriger. Dennoch besteht ein Unterschied zwischen den kontrollierten Deutungsräumen der Geschichtswissenschaft und der Deutungsreduktion im Mythos. Der Mythos muss sich um Quellen und Forschungsstand nicht kümmern, da er eine andere Aufgabe hat. Er reduziert Vergangenheit auf zeitlose Aussagen, welche für die Identität einer bestimmten Gruppe wichtig sind. Es wird von Anhängern einer konservativen Schweiz auch deutlich gesagt, dass die einzelnen Fakten für sie nicht so wichtig sind und es ihnen um gute Erzählungen geht, die Gemeinschaft stiften.

Braucht denn ein Land wie die Schweiz ein mythenbetontes Geschichtsbild?

Erzählungen über die Vergangenheit sind wichtig. Sie können tatsächlich Zusammenhalt schaffen und Identität stiften, gerade in einem Land wie der Schweiz mit ihrer Sprachenvielfalt. Doch bei uns findet zurzeit ein relativ dumpfes Erzählen darüber statt, was die Schweiz und die Schweizer ausmacht. Dabei wird einseitig auf das Mittelalter und Schlachten fokussiert. Die Westschweiz und das Tessin kommen in diesem Geschichtsbild kaum vor, Einwanderer haben erst recht keinen Platz. Staatsbürgerlich finde ich es problematisch, wenn man ein Geschichtsbild pflegt, aus dem ganz grosse Gruppen herausfallen.

Welches Geschichtsbild würden Sie vorziehen?

Die Schweiz ist ein Land, das seit jeher im politischen und wirtschaftlichen Austausch mit seinen Nachbarn steht. Zuerst als Teil des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, dann als Teil der Völkerrechtsordnung nach dem Westfälischen Frieden, später als ein Staatsgebilde, das stark durch Napoleon geprägt wurde. Die kantonalen Strukturen und Aussengrenzen kamen massgebend durch ausländische Interventionen zustande, die Bundesverfassung wurde nach französischem und amerikanischem Modell entwickelt. All das sind laufende Austauschbeziehungen mit dem Ausland, die in der Regel positiv verlaufen sind. Die Schweiz hat gegeben und genommen. Wenn man das jetzt auf einen dauernden Abwehrkampf zur Verteidigung von Freiheit und Demokratie reduziert, dann versteht man die Schweiz eben nicht.

Besonders viel diskutiert wurde in diesem Jahr über die Schlacht von Marignano. Wie verhält es sich da aus

Ihrer Sicht mit den Mythen und Fakten?

Die Schlacht von Marignano im Jahr 1515 ist ein Ereignis, über das wir viel wissen. Wir können somit recht genau beschreiben, wie es zu dieser Schlacht gekommen ist, was passiert ist und was die unmittelbaren Folgen waren. Das ist ein klassischer Bereich der militärischen und politischen Ereignisgeschichte. Dazu gibt es auch ein 600 Seiten dickes Buch, das Emil Usteri 1974 veröffentlicht hat.

So weit die historischen Tatsachen.

Der Mythos beginnt dort, wo mit der Schlacht die Neutralität der Schweiz begründet wird. Ein Mythos deshalb, weil keine Quellen diese Aussage stützen. Dagegen lässt sich gut erklären, weshalb die Neutralität rund 150 Jahre später zu einem Grundsatz der Schweizer Politik wurde und so Spuren in den Quellen hinterlassen hat.

«Für viele Basler ist bereits die andere Seite des Juras sehr weit weg und die Stadt das Zentrum der Welt.»

Uneinigkeit besteht ja nicht nur bei Marignano. Der Rütlichschwur sorgt ebenso für Diskussionen wie die Schlacht von Morgarten oder die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Fehlt der Schweiz ein gemeinsames Geschichtverständnis?

Es ist fast unvermeidlich, dass eine demokratische Gesellschaft über solche Fragen streitet. Wenn wir sehen, wie sie in Frankreich über die Rolle von Jeanne d'Arc diskutieren, dann nimmt die Schweiz da keine Sonderrolle ein. Aussergewöhnlich ist bei uns aber der Fokus auf das Mittelalter, während in anderen Ländern das 19. und 20. Jahrhundert ein stärkeres Gewicht haben. Ich würde es also nicht als Nachteil betrachten, dass wir kein einheitliches Geschichtsbild haben, sondern als Normalfall. Die meisten Ereignisse in der Schweizer Geschichte sind geschichtswissenschaftlich unumstritten. Es sind vielmehr die politischen Deutungen, die für Streit Anlass geben. Deshalb geht es bei den Diskussionen über die Geschichte auch stark um Zukunftsfragen und weniger darum, was vor 700 Jahren tatsächlich passiert ist.

Ihre politischen Gegner werfen Ihnen zuweilen vor, Sie verfolgten selber eine politische Agenda. Zu Recht?

Jeder Historiker hat politische Überzeugungen. Ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass ich die EU etwas Gutes finde, auf eine sehr grundsätzliche Art, und einen Beitritt der Schweiz befürworten würde. Aber es fällt meinen nationalkonservativen Gegenspielern offenbar ziemlich schwer, ein Beispiel zu finden, wo sich das konkret auf meine Bücher auswirken würde. Ich glaube, was die Schweiz nötig hat, ist auch nicht ein EU-Beitritt, sondern eine Diskussion über die verschiedenen Möglichkeiten in der Zukunft, ohne historische Scheuklappen. Und deshalb habe ich dieses Buch geschrieben. Um zu zeigen, dass uns die Vergangenheit nicht einen einzigen Weg diktiert.

Werden Sie erst Ruhe geben, wenn sich dieses Bild in der Öffentlichkeit durchsetzt?

Ich kann und will nicht die nächsten Jahre als Wanderprediger durch die Schweiz ziehen. Mein Arbeits- und Lebensort ist Paris, wo ich ein Institut leite. In naher Zukunft möchte ich mich wieder anderen Themen widmen.

Sie sind in Basel aufgewachsen. Wie hat die Stadt ihr Geschichtsbewusstsein geprägt?

Das ist jetzt eine sehr baslerische Frage. Sozusagen: Was verdankt die Weltgeschichte Basel? Für meinen Blick auf die Geschichte sind vor allem Fremderfahrungen wichtig. Der Blick von aussen auf das Eigene war für mich früh ein Thema. Meine Mutter ist Finnin, als Kind bin ich von Zürich nach Basel gezogen und habe zwei Jahre in Nordamerika verbracht. Und dann hat man von Basel aus natürlich auch einen eher peripheren Blick auf die Schweizer Geschichte.

Die Lage am Rand des Landes prägt die baslerische Geschichtswahrnehmung?

Ja, für viele Basler ist bereits die andere Seite des Juras sehr weit weg und die Stadt das Zentrum der Welt. Die Schweiz ist eine Richtung, wohin man gehen kann, ebenso gut aber auch ins Elsass oder Markgräflerland. Ich glaube, diese Grenzerfahrungen schärfen den Blick auf Andersartigkeit. Je mehr man sein vertrautes Umfeld verlässt, in dem man zur Welt gekommen ist, desto mehr neigt man dazu, das, was einem erzählt wird, zu hinterfragen.

tageswoche.ch/+g609y

×

ANZEIGE

**AN WEN GEHT DER MITTE-SITZ?
FÜR EINE STARKE WIRTSCHAFT MIT SOZIALEM HERZ!**



grünliberale

Das Pontifikat von Franziskus wurde von progressiven Bischöfen angebahnt. Nun hoffen sie auf Reformen in Rom.

Die Tafelrunde von St. Gallen

von Julius Müller-Meiningen

Als Papst Franziskus am 13. März 2013 frisch gewählt von der Loggia des Petersdoms spricht, bezeichnet er sich als Mensch «vom anderen Ende der Welt». Das ist der eine Teil der Geschichte über diesen Aussenseiter auf dem Stuhl Petri, der dabei ist, das Gesicht der katholischen Kirche zu verändern.

Der andere Teil der Geschichte liegt wesentlich näher. Genauer gesagt, hat Franziskus seinen Aufstieg zum Nachfolger Petri nicht zuletzt einer Tafelrunde zu verdanken, die über Jahre hinweg in der Schweiz zusammenkam.

Es ist im Jahr 1996, als Ivo Fürer, der kurz zuvor ernannte Bischof von St. Gallen, erstmals ein Treffen unter gleichgesinnten Prälaten organisiert. Fürer ist Sekretär des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen, der seinen Sitz in St. Gallen hat. Dieser Rat gründete sich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, um den europäischen Ortskirchen mehr Gewicht zu verleihen. Aus diesem Geist heraus will Fürer im kleinen Rahmen Gleichgesinnte zusammenbringen. «Das waren ganz freundschaftliche und freie Aussprachen. Jeder konnte sagen, was er denkt. Es gab weder ein Protokoll noch eine Tagesordnung», erzählt der inzwischen 85 Jahre alte Bischof.

Vom Frühstück bis zum Rotwein

Bei ihrem ersten Treffen kommen die Mitbrüder ausnahmsweise in Deutschland zusammen. Der damalige Bischof von Rotenburg-Stuttgart Walter Kasper ist der Gastgeber, er lädt die Runde in das malerische, mittelalterliche Zisterzienserkloster Heiligkreuztal ein. Mit dabei ist der charismatische Jesuit und Erzbischof von Mailand, Kardinal Carlo Maria Martini, der spirituelle Führer der Gruppe. Der niederländische Bischof von Helsinki Paul Verhulst kommt, Bischof Jean Vilnet aus Lille, Bischof Johann Weber aus Graz-Seckau, zudem Kasper und der damalige Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz Bischof Karl Lehmann aus Mainz.

Die sieben Männer speisen gemeinsam, feiern zusammen die Messe und tauschen sich aus. Knapp zwei Tage verbringen sie miteinander im Kloster.

Der damalige Weihbischof von Buenos Aires, Jorge Mario Bergoglio, ist damals keinem der Teilnehmer ein Begriff. Aber die Themen der in aller Abgeschiedenheit und Reserviertheit tagenden Runde könnten von einem Notizzettel auf dem Schreibtisch von Papst Franziskus stammen.

Es geht bei den Gesprächen, die vom Frühstück bis zum Rotwein spät am Abend dauern, unter anderem um den römischen Zentralismus, um die Aufwertung der Rolle der Bischofskonferenzen, um Sexualmoral, um die Qualität und die Berufung von Bischöfen und um die Kollegialität.

«Was Franziskus heute umzusetzen versucht, entspricht in hohem Masse den Gedanken, die wir damals hatten.»

Kardinal Walter Kasper,
Mitglied der «Gruppe St. Gallen»

Es sind Themen, die auch bei der seit Sonntag im Vatikan tagenden Familiensynode mitklingen. Dort sollen sich etwa 250 Bischöfe über das katholische Verständnis von Familie und Ehe in der modernen Gesellschaft Gedanken machen.

Es geht dabei um ganz konkrete Fragen wie die Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zur Kommunion oder den Umgang mit Homosexuellen – Themen, die auch die «Gruppe St. Gallen» beschäftigten. Letztlich bündeln sich in der Synode zahlreiche Wünsche, die diese Geistlichen schon vor knapp 20 Jahren im privaten Rahmen formulierten.

Bei dem Bischofstreffen im Vatikan geht es darum, ob die Bischöfe in Fragen der

Seelsorge mehr Eigenständigkeit bekommen und ob die Bischofskonferenzen die Leitlinien der Synode auf ihre eigenen gesellschaftlichen Umstände anwenden dürfen. «Was Franziskus heute umzusetzen versucht, entspricht in hohem Masse den Gedanken, die wir damals hatten», sagt der heute 82 Jahre alte Walter Kasper, er ist seit 2001 Kardinal.

Ab 1997 kommt die Gruppe stets Anfang Januar in der Schweiz, meist im bischöflichen Palais von St. Gallen zusammen. Der ungeliebte römische Zentralismus wird in den Augen der wechselnden Teilnehmer nicht zuletzt vom damaligen Präfekten der Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, verkörpert.

Papst Johannes Paul II. ist ständig auf Reisen, die Zügel in Rom hält Ratzinger in der Hand. Dieser hatte in den Neunzigerjahren insbesondere mit Kasper eine Debatte über das Verhältnis von Ortskirchen und Universalkirche geführt, die er als Wächter über den Glauben autoritär zugunsten des Vatikans entschied.

Die Tafelrunde bestimmt jetzt mit

«Ihr gemeinsamer Nenner ist die Überzeugung, dass das Gewicht Ratzingers in den letzten Jahren des Pontifikats Wojtylas die zentralistischen und restaurativen Kräfte stärkt», heisst es über die St.-Gallen-Gruppe in der autorisierten und gerade auf Französisch erschienenen Biografie des als besonders liberal bekannten belgischen Kardinals Godfried Danneels.

Danneels zählt seit 1999 zum Kreis, der sich im selben Jahr im Benediktinerkloster von Fischingen versammelt. Von der Existenz dieser halboffiziellen Männerrunde erfährt die Öffentlichkeit erst jetzt.

Als Danneels, der ehemalige Primas der katholischen Kirche in Belgien, vor Kurzem bei der Präsentation seiner Biografie ironisch von den St. Gallern als einer «Mafia»-Gruppe sprach, die in Rom Verdacht weckte, war die Aufregung bei konservativen Katholiken gross. Danneels ist unter anderem wegen seiner Rolle im Missbrauchsskandal der katholischen Kirche in Belgien umstritten, 2010 riet er einem Opfer davon ab, seinen sexuellen Missbrauch durch einen belgischen Bischof, den Onkel des Opfers, öffentlich zu machen. Franziskus nominierte Danneels nun bereits zum zweiten Mal für eine Synode.

Auch Kasper, der Wortführer einer Öffnung bei der Debatte um wiederverheiratete Geschiedene, wurde vom Papst berufen. Die Mitglieder der damaligen Tafelrunde bestimmen heute die Agenda der katholischen Kirche mit.

Bergoglio taucht erst im Jahr 2001 auf dem Radar der Gruppe auf. Zusammen mit Kasper, Lehmann und dem Erzbischof von Westminster, Cormac Murphy-O'Connor, der wie andere Bischöfe neu zur Gruppe gestossen ist, wird Bergoglio im Februar 2001 zum Kardinal berufen. Im Oktober ist der Argentinier Berichterstatter bei der Synode, die das Wesen des Bischofsamts zum Thema hat.



Papst Franziskus: Hoffnungsträger der progressiven Katholiken.

FOTO: REUTERS

Die Schweizer Runde wird bei dieser Gelegenheit auf ihn aufmerksam, wegen seiner geschickten und kollegialen Art erweckt der Argentinier Vertrauen. «Die Anerkennung beruht auf Gegenseitigkeit», heisst es in der Danneels-Biografie von Jürgen Mettepenningen und Karim Schelkens.

Als sich der Gesundheitszustand Johannes Paul II. in den folgenden Jahren rapide verschlechtert, machen sich die Mitglieder der St.-Gallen-Gruppe bei ihren Treffen auch Gedanken über die Nachfolge. Namen seien nie gefallen, behaupten einige Teilnehmer von damals vehement.

Als Johannes Paul II. 2005 stirbt, wird die Frage akut. Ratzinger wünschen sich die Schweizer Tafelritter offenkundig nicht

als neuen Papst. «Wir waren eine freundschaftliche Suchbewegung, die sich über die Kirche und ihre Probleme Gedanken gemacht hat», erzählt der ehemalige Salzburger Erzbischof Alois Kochgasser, der ab 2002 zur Reform-Gruppe gehörte.

Programmatische Aktionen, konkrete Aktivitäten oder Seilschaften zur Unterstützung eines Kandidaten beim Konklave habe es in St. Gallen nie gegeben. Gerüchte, die Gruppe habe gegen Joseph Ratzinger gearbeitet, entbehrten jeder Grundlage, lässt Kardinal Lehmann wissen, der bereits seit der Jahrtausendwende nicht mehr zum Kreis gehört. Gründungsmitglied Ivo Fürer berichtet gleichwohl, dass bei den Diskussionen über die Nachfolge Namen genannt

wurden, ohne dass sich die Teilnehmer auf einen Kandidaten festlegten. «Auch der Name Bergoglio ist gefallen», sagt Fürer. Kurz vor dem Konklave im April 2005 schreiben die Kardinäle ihm, der als Diözesan-Bischof kein Wahlrecht hat, eine Postkarte aus Rom. Nur ein Satz steht darauf: «Wir sind hier im Geist von St. Gallen.»

Acht einflussreiche, der St.-Gallen-Gruppe nahestehende Kardinäle warfen damals ihr Gewicht und ihre Beziehungen in die Waagschale. Martini, Danneels, Kasper, Lehmann, Murphy-O'Connor, der Italiener Achille Silvestrini, der Lissaboner Patriarch José da Cruz Policarpo sowie der Ukrainer Lubomyr Husar.

Im Konklave, das den Favoriten Joseph Ratzinger zum Nachfolger Johannes Paul II. kürt, gibt es einen zweiten Protagonisten. Nach einem vom Vatikanjournalisten Lucio Brunelli veröffentlichten Tagebuch eines Kardinals erhält Jorge Mario Bergoglio die meisten Stimmen nach Ratzinger. Im dritten Wahlgang stimmen sogar 40 Kardinäle für den Argentinier. Es droht ein Patt, Ratzinger fehlen Stimmen zur Zweidrittelmehrheit. Aber Bergoglio zieht sich zurück, der Deutsche wird Papst.

Bergoglio wird eingeweiht

Im Januar 2006 kommt die auf vier Mitglieder geschrumpfte Gruppe letztmals zusammen, auch weil Fürer im Oktober altersbedingt als Diözesanbischof von St. Gallen zurückgetreten ist. Acht Jahre lang gehen die Bischöfe und Kardinäle des Kreises in eine Art innere Emigration. Dann kündigt Benedikt XVI. am 11. Februar 2013 überraschend seinen Rücktritt an.

St. Gallen ist zu diesem Zeitpunkt nur noch eine angenehme Erinnerung für die ehemaligen Mitglieder des Kreises. Aber nun, angesichts einer von Skandalen wie «Vatileaks» gebeutelten Kirche, bietet sich eine neue Chance für die Reformer. Wie Austen Ivereigh, der ehemalige Sprecher von Kardinal Murphy-O'Connor, in seiner Franziskus-Biografie «The Great Reformer» aus dem Jahr 2015 schreibt, ergreifen die «europäischen Reformer» erneut die Initiative und lancieren mithilfe einiger Kardinäle aus Lateinamerika ein zweites Mal Bergoglio als Kandidaten.

Schon 2005, so heisst es, habe sich diese Fraktion vergeblich für Bergoglio starkgemacht. Eine der führenden Figuren der St. Galler Treffen, Kardinal Murphy-O'Connor, weist den Argentinier vor dem Konklave 2013 ausdrücklich auf den Plan hin. «Ich verstehe», antwortet Bergoglio. So zumindest beschreibt Ivereigh die Szene. Wenig später ist der Argentinier Papst.

Die katholische Kirche befindet sich seither in einem mühsamen Wandlungsprozess, um den auch auf der Synode gerungen werden wird. «Ich bin sehr positiv und dankbar berührt, wie die Kirche jetzt unter Franziskus ist», sagt ein alter Bischof, der auch damals in der Schweiz mit dabei war. Der Geist von St. Gallen ist längst im Vatikan zu Hause.

tageswoche.ch/+6vnrp

×



Der Radiopirat Paddy Roy Bates gründete vor 50 Jahren auf einer Plattform in der Nordsee den Staat Sealand. Heute kämpft sein Sohn um Anerkennung und Einnahmequellen.

Der kleinste Staat der Welt

von Peter Stäuber

Die Geschichte des kleinsten Staates der Welt beginnt mit einem Mann namens Paddy Roy Bates, der das Piratendasein ernst nahm. Der ehemalige Major der britischen Armee verhandelte nicht, sondern riss sich unter den Nagel, was er haben wollte. Und im September 1965 wollte er das Fort Knock John.

Er enterte die Festung – eine verrostete Plattform auf zwei grossen hohlen Betontürmen in der Themsemündung – und zwang das Personal des dort residierenden Radio City, das Fort zu verlassen. Die dreiste Eroberung fand auf dem Höhepunkt der britischen Radiopiraterie statt. Und Bates war der verwegenste aller Freibeuter.

In den frühen 1960er-Jahren existierte in Grossbritannien nur ein Rundfunksender, nämlich die öffentlich-rechtliche BBC. Kommerzielle Radiostationen waren nicht zugelassen – die Behörden befürchteten, dass diese dem kulturellen Fortschritt nicht zuträglich seien. Doch das Monopol geriet zunehmend in die Kritik. Angeführt wurde der Widerstand von einer Reihe libertärer Unternehmer, die im Verbot des kommerziellen Radios eine skandalöse Einschränkung ihrer Freiheit sahen. Diese Geschäftsleute kämpften nicht nur an der intellektuellen Front – Friedrich von Hayeks Polemiken gegen staatliche Knechtung dienten ihnen als Arsenal –, sondern wollten selbst Tatsachen schaffen.

Musik aus internationalen Gewässern

Sie statteten Boote mit Sendeanlagen und Plattenspielern aus. Dann navigierten sie in Gewässer ausserhalb des britischen Hoheitsgebiets und sendeten von dort aus. Mitte der 1960er-Jahre gab es rund ein Dutzend dieser «Piratensender», die Pop und Rhythm'n'Blues spielten sowie die Beatles und Rolling Stones – Musik, die den BBC-Chefs zu unkultiviert war. Insbesondere Teenager liebten die Sender, Millionen lauschten lieber den nautischen DJs als dem faden Angebot der öffentlich-rechtlichen «Beeb».

Das Modell funktionierte, weil die Hoheitsgewässer Grossbritanniens damals noch gemäss der 300 Jahre alten Kanonenkugel-Regel definiert waren: Da man im 17. Jahrhundert rund drei Seemeilen weit schiessen konnte, umgerechnet etwa 5,5 Kilometer, endete an diesem Punkt das Hoheitsgebiet des Staates. Das Meer dahinter war Terra nullius, Niemandland.

Auch die Maunsell Forts, eine Verteidigungsanlage aus dem Zweiten Weltkrieg, lagen im Niemandland der Themsemündung. Sie waren 1942 errichtet worden, um deutsche Kampfflugzeuge abzuschliessen. Nach dem Krieg standen sie verlassen, eines sank nach einer Kollision mit einem Schiff, ein anderes wurde durch einen Sturm zerstört. Doch Knock John blieb bestehen und bot den Radiopiraten einen perfekten, wenn auch nicht besonders komfortablen Stützpunkt.

Am 2. September 1967 wurde Roughs Tower zum Fürstentum. Paddy Roy Bates wurde zum Roy of Sealand und seine Frau Prinzessin.

Nach der erfolgreichen Eroberung sendete Roy Bates' Radio Essex von Knock John aus bis Ende 1966 rund um die Uhr Musik, obwohl das Signal seiner veralteten Sendeanlage kaum bis nach London reichte. Als die britische Regierung schliesslich versuchte, die Piratensender zu schliessen und deshalb die gesamte Themsemündung zu britischem Hoheitsgewässer erklärte, suchte Bates nach einer Alternative.

Weit draussen im Meer, zwölf Kilometer vor der Küste der Grafschaft Suffolk, liegt Roughs Tower, der nördlichste Ableger der alten Verteidigungsanlage. Wie Knock John besteht die Konstruktion lediglich aus

zwei hohlen Betontürmen und einer Plattform, darauf ein flaches Gebäude. Aber Roughs Tower lag unbestreitbar in internationalen Gewässern, zumindest damals. Also packte Bates seine gesamte Radioausrüstung in sein Boot und zog um.

Erneut war er nicht der erste Radiopirat auf Roughs Tower, aber der erfahrene Eroberer schaffte es auch diesmal, die Konkurrenten von Radio Caroline von der Plattform zu vertreiben. Brenzlich wurde es erst, als er einen Versuch der Rückeroberung nur mithilfe von Schusswaffen und Molotow-Cocktails abzuwehren vermochte.

Schrot gegen die Leuchtturmbehörde

Bates sah bald ein, dass die Zeit der Piratensender zu Ende ging und änderte seine Pläne kurzerhand: Er erklärte die Unabhängigkeit. Am 2. September 1967 wurde Roughs Tower zum Fürstentum Sealand, Bates wurde als Roy of Sealand zum Alleinherrscher und seine Frau – es war ihr Geburtstag – Prinzessin. Um seinem Staat Anerkennung zu verschaffen, schrieb der Regent 1975 eine Verfassung.

Ein halbes Jahrhundert später stehen die zwei Türme von Sealand noch immer in der Nordsee, und der Herrscher der 0,02 Quadratkilometer grossen Plattform sieht sich als das Oberhaupt des kleinsten Staates in internationalen Gewässern. Für einen Besuch beim heutigen Prinzen muss man sich jedoch nicht in ein Boot setzen. Michael of Sealand residiert nur 20 Minuten vom Bahnhof von Leigh-on-Sea entfernt, einem Städtchen an der Küste der Grafschaft Essex. Vor dem Haus steht ein knallroter Pick-up, ein Schild am Fenster warnt vor dem Rottweiler. Der Hund sei jedoch harmlos, versichert Michael Bates sogleich, als er die Tür öffnet.

Vierschrötig, mit einem breiten Nacken und kurz geschorenen Haaren, sieht der Prinz eher aus wie ein Seemann als wie ein Staatsoberhaupt. Wenn er lacht, entblösst er eine grosse Lücke zwischen den Schneidezähnen. Der heute 62-jährige Michael Bates, Sohn des Staatsgründers, übernahm



Staatsgründer: Der Roy of Sealand mit seiner Prinzessin.

FOTO: GETTY IMAGES

1999 als Prinzregent das Zepter von Sealand, und seit dem Tod von Paddy Roy Bates 2012 ist er der neue Machthaber.

Er kennt sein Reich: Michael half von Anfang an beim Staatsaufbau mit. Nachdem viele Mitarbeiter nach Schliessung des Radiosenders das Fort verlassen hatten, benötigte sein Vater Hilfe. So kehrte Michael nach den Frühlingsferien 1968 einfach nicht mehr in die Schule zurück. Im gleichen Jahr wurde der rechtliche Status der Mikronation erstmals geprüft. «Ich und meine Schwester waren allein auf Sealand, und ein paar Mitarbeiter von Trinity House, der Leuchtturmbehörde, näherten sich in einem Boot», erzählt Michael. «Sie machten gegenüber meiner Schwester obszöne

Kommentare, also holte ich eine Schrotflinte und schoss ihnen vor den Bug.»

Prompt wurde er vor Gericht gezerrt. Doch bevor die Legitimität des Schusswaffengebrauchs geprüft werden konnte, musste man die Zuständigkeit klären. Ein Richter in Essex urteilte, dass Sealand ausserhalb seiner Gerichtsbarkeit liege und er somit nicht zuständig sei. Laut Michael war dies die De-facto-Anerkennung seines Staates durch die britische Regierung. Offiziell hält Westminster aber an der Bezeichnung Roughs Tower fest, und auch sonst anerkennt kein Staat die Mikronation.

Noch kniffliger als das Problem der Legalität ist die Frage, wozu das Fürstentum eigentlich da ist. Schliesslich sind die Mög-

lichkeiten eines Staates, der aus einer stählernen Plattform besteht, eher beschränkt. Für Paddy Roy Bates war die Unabhängigkeit in erster Linie ein riesiges Abenteuer, aber selbstverständlich wollte er mit seiner Nation auch Geld verdienen. Nach dem Ende seines Piratenradios unternahm er deshalb Vorstösse in verschiedene Wirtschaftszweige – Sealand als Steueroase, Sealand als Casino, Sealand als Touristenhotel. Keine dieser Visionen konnte er umsetzen, aber Bates gab nicht auf.

putschversuch des Premierministers

Ende der 1970er-Jahre sei ein deutscher Unternehmer namens Alexander Achenbach mit «allerhand interessanten Ideen» zu ihm gekommen, erzählt Michael. Achenbach wurde Bürger von Sealand und dazu Premierminister, aber die Zusammenarbeit nahm ein böses Ende. Der Unternehmer lud den Prinzen von Sealand nach Salzburg ein, um ihm eine Geschäftsidee zu unterbreiten – den Aufbau eines Freizeit-zentrums. Vater Paddy Roy wies den Vorschlag zurück. «Da entschieden sich Achenbach und seine Leute zu einem Putschversuch», sagt Michael.

Die Rückeroberung ihres Staates gelang Vater und Sohn mit Helikopter und Seilwinde.

«Sie dachten sich: Wer sollte uns schon daran hindern?» Michael bewachte das Fort damals allein. Als er den Helikopter sah, der sich Sealand näherte, wurde er misstrauisch. «Ich deutete dem Piloten an, er solle verschwinden, doch einer von Achenbachs Leuten seilte sich auf die Plattform ab und sagte mir, mein Vater hätte eine Vereinbarung unterzeichnet, dass er Sealand an den Premierminister abtrete.» Michael glaubte ihm nicht. Sein Verdacht bestätigte sich, als er in einen Raum ging und die schwere Stahltür hinter ihm zugeschlagen wurde.

Vier Tage lang war er gefangen, dann verschleppten ihn Achenbachs Leute mit einem Fischerboot nach Holland, wo sie ihn schliesslich gehen liessen. Die Rückeroberung ihres Staates gelang Vater und Sohn auf ebenso halbsbrecherische Weise, mit Helikopter und Seilwinde. Die Geiselnahme eines der Putschisten führte zum Besuch eines Gesandten aus der deutschen Botschaft in London, der die Freilassung aushandelte. Für Michael war dieser diplomatische Besuch 1978 die zweite De-facto-Anerkennung Sealands.

Die Jahre der Nordseepiraterie haben Michael gezeichnet. Er scheint stets wachsam zu sein, während des Gesprächs wandert sein Blick immer wieder zum Bildschirm an der Wand, auf dem Bilder von vier Überwachungskameras zu sehen sind. «Ah, ein Paket für mich», sagt er, noch bevor der Postmann geklingelt hat.



Die Währung von Sealand zeigt das Konterfei der Prinzessin.

Die Jahrzehnte nach dem Putsch waren friedlich auf Sealand, nur gelegentliche Stürme sorgten für Aufregung. Dann, mit dem Aufkommen des Internets, eröffneten sich dem Kleinstaat neue Möglichkeiten. In den späten 1990er-Jahren suchten britische Behörden nach Wegen, wie sie den kriminellen Gebrauch des Netzes unterbinden konnten.

So verabschiedete das Parlament in London im Jahr 2000 ein Gesetz, das alle Internetanbieter zur Zusammenarbeit mit den Ermittlungsbehörden verpflichtete. Andere Länder hatten ähnliche Bestimmungen. Zur Umgehung dieser Gesetze war ein Kleinstaat ohne Polizei- oder Überwachungsbehörden perfekt geeignet – und Sealand bot sich die Gelegenheit einer Rückkehr zur libertären Mentalität der Radiopiraten: eine Insel der Freiheit im zunehmend regulierten elektronischen Datenmeer.

Datenhafen für Internet-Piraten

Michael Bates wurde von amerikanischen Unternehmern kontaktiert, die auf dem Fort eine Datenoase errichten wollten. Kunden sollten hier Inhalte im Internet publizieren können, jenseits des Zugriffs staatlicher Behörden. «Sie mussten mir das alles erklären – es ging um Server, IP-Adressen und das ganze Zeug, das war neu für mich», sagt Michael. Aber es gefiel ihm. Bald wurden auf Sealand ganze Reihen von Internetservern aufgestellt, und im Sommer 2000 begann das Unternehmen namens HavenCo sein Geschäft.

Der Enthusiasmus war gross, man sah HavenCo als Vorkämpfer der Internetfreiheit. Aber nach nur drei Jahren scheiterte auch dieses Unterfangen. Der CEO beklagte die übermässige Einmischung der Bates-Familie, während Michael auf finanzielle Schwierigkeiten verweist. «Wir konnten einfach kein Geld damit machen.» Primär war das auf die hohen Kosten des Offshore-Daseins zurückzuführen.

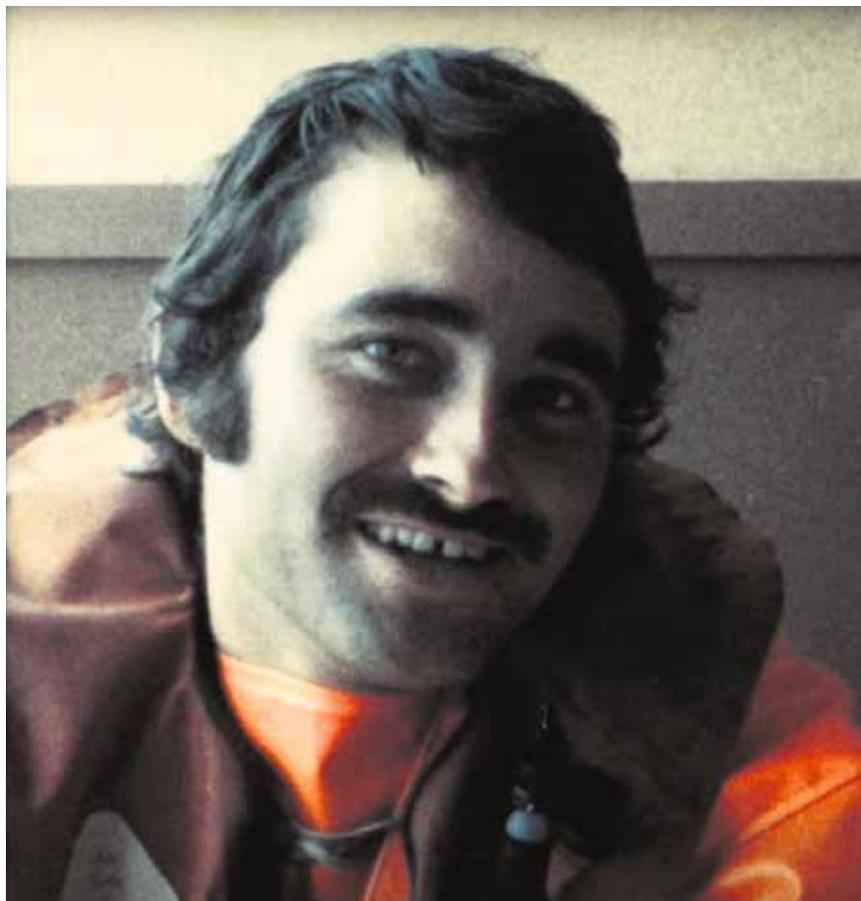
Die Idee, Sealand als sicheren Hafen für Daten zu nutzen, lebte noch eine Weile weiter – man spekulierte, dass Wikileaks an einem Kauf interessiert sei – doch heute sind die Zeiten von Sealand als Datenoase vorbei. Was auch daran liegt, dass das Staatsoberhaupt gegenüber Leuten wie

Julian Assange und Edward Snowden eine zwiespältige Haltung hat: Obwohl er sich als libertar bezeichnet, findet Michael: «Es muss Regulierung geben. Ich bin nicht dafur, dass man alle staatlichen Geheimnisse preisgeben darf, wenn das unsere Sicherheit unterwandert.»

«Queen and country» sind für Michael Bates von Bedeutung – auch wenn das paradox wirkt.

Sogar den britischen Staat unterstützt er. «Queen and country» sind Werte, die ihm etwas bedeuten – ein Paradox, wie er zugibt. Zwar wohnte er früher zuweilen über mehrere Monate auf Sealand, aber er hatte stets ein Zuhause auf dem Festland und fühlt sich deshalb nicht als lupenreiner Separatist.

Prinz Michael, der amtierende Regent von Sealand, in jüngeren Jahren.



Während er erzählt, sieht Michael auf der Überwachungskamera, dass seine zwei Söhne vorgefahren sind. James und Liam, beide Ende 20, sind im gleichen Geschäft wie ihr Vater – kommerzielle Fischerei. Sealand ist für sie nur ein Hobby, aber ein wichtiges. Zurzeit sind die drei dabei, ihrem Staat einen neuen Sinn zu verleihen. Ein wenig Geld machen die Bates mit dem Verkauf von Adelstiteln – für 199,99 Pfund kann man beispielsweise Gräfin oder Graf werden. Sonst ist auf der Insel nicht viel los, obwohl dort immer mindestens zwei Wächter wohnen und oft Reparaturarbeiten anfallen.

Eine selbstversorgende Gemeinschaft

Aber Pläne für die Zukunft gibt es: «Wir wollen die Insel für andere Leute öffnen, eine selbstversorgende Gemeinschaft aufbauen und den Rest der Welt in unser Projekt einbeziehen», sagt James. Eine Fisch- und Hummerfarm ist geplant, dazu eine Kleinlandwirtschaft, die Erde dafur soll aus Fischexkrementen gewonnen werden. «Kein Hippie-Zeug», fügt Michael schnell hinzu. Ihm schwebt eher eine exklusivere Gemeinschaft vor.

Auch mehr «Land» soll rund um die künstliche Insel gebaut werden. Ein Besuch auf Sealand sei aber auf keinen Fall möglich, erklärt er. Triftige Gründe dafur kann er nicht nennen. Vielleicht hat er einfach Angst, dass ein Gast ihm seinen Staat wegnehmen könnte. Es wäre schliesslich nicht das erste Mal.

tageswoche.ch/+iofjg

×

Dieser Text ist ein Auszug aus dem Buch «Unabhängigkeit! Separatisten verändern die Welt», das im Christoph Links Verlag erschienen ist.

Die Digitalkamera bedeutete für Kodak und Rochester das Ende einer Ära. Eine Schweizer Fotografin hat es konserviert.

Kodak-City am Knackpunkt

Eine Hommage an den Kodak-Gründer Eastman: Catherine Leutenegger. FOTO: O. CHRISTE



von Olivier Christe

Ich kam in diese Stadt und spürte, wie etwas zu Ende geht.» Die Lausanner Fotografin Catherine Leutenegger spricht von Rochester im Bundesstaat New York, auch Kodak-City genannt. Den gleichen Namen hat ihre Fotoarbeit, die derzeit in der Galerie Oslo 8 zu sehen ist. Es ist eine subjektive Dokumentation über das Ende der Analog-Fotografie und die Stadt, in der der ehemalige Fotogigant bis zu seinem Konkurs 2012 seinen Hauptsitz hatte.

Es begann alles vor 130 Jahren. George Eastman, Sohn einer Bauernfamilie, er fand damals zu Hause den ersten Rollfilm aus beschichteter Zellulose. Später entwickelte er die dazu passende Kamera und gründete schliesslich 1892 in Rochester die Eastman Kodak Company. Kodak, weil Eastman den Buchstaben K mochte und «Kodak nach was klang».

Vor dieser Erfindung wurden in der Fotografie fragile Glasplatten belichtet. Den Entwicklungsprozess musste jeder selbst durchführen. Das war teuer und erforderte chemisches Grundwissen. Mit Eastmans Erfindung stand die Fotografie schlagartig jedem zur Verfügung, der zehn Dollar für ein Set bestehend aus Kamera, Rollfilm à 100 Bilder, Entwicklung, Abzügen und einen neuen Film laden aufbringen konnte.

Seine Erfindung vermarktete Eastman mit dem Slogan: «You press the button, we do the rest.» Praktisch wie ein Füllfederhalter wollte er den Fotoapparat machen. Und entdeckte damit eine Goldgrube. Über 100 Jahre sollte das Wirtschaftsmärchen für Kodak und Rochester dauern.

Ende der 1980er-Jahre, der Blütezeit, arbeiteten über 60 000 Menschen in Rochester für Kodak. Die Firma machte Gewinne im zweistelligen Milliardenbereich. Zwei Drittel aller weltweiten Fotodienste liefen über sie. Und damit über die Stadt am Südufer des Lake Ontario mit seinen 250 000 Einwohnern.

Mit Visionen zum Erfolg

Es ist aber nicht nur Eastmans Erfinder- und Unternehmergeist, der Leutenegger ins Schwärmen bringt: «Er war ein Philanthrop. Er richtete für seine Arbeiter ein grosszügiges Krankenversicherungs- und Pensionssystem mit Pioniercharakter ein, gründete in Rochester Spitäler, Universitäten, Musikkonservatorien und Theater. All dies mit Firmengeldern.» Ihre Arbeit sei auch «eine Hommage an diesen weitsichtigen Visionär», der noch heute ein Vorbild sein müsse.

Zum ersten Mal in Rochester war die Fotografin 2007, elf Jahre nach Kodaks Rekordjahr. Von der Stadt wusste sie damals nur wenig. Sie wollte sich primär erholen von ihrem damaligen Leben in Manhattan.

In Rochester angekommen, war vom Wirtschaftsmärchen nur noch wenig zu spüren. Die Strassen wie ausgestorben, erdrückende Leere. Das Gefühl verstärkte sich, als sie vor dem 360-Meter-Turm des

Kodak-Hauptsitzes stand, auf dem endlosen Firmenparkplatz, der höchstens zur Hälfte besetzt war. Und das an einem Werktag um 10 Uhr morgens.

Sie nahm wahr, was sie dann auch in Zahlen las. 1985: 60 000 Mitarbeiter in Rochester. 2007: Nur noch 10 000. Und diese Zahl sollte sich bis 2012, dem Konkursjahr, nochmals halbieren.

Manager ohne Sinn für den Wandel

Wie diese Entwicklung zeigt, kam die Insolvenz nicht überraschend. Kodak hatte Mühe, sich in der schnelllebigen digitalen Welt zurechtzufinden, und die Gewinne stammten auch noch Mitte der 1990er-Jahre fast ausschliesslich aus dem traditionellen Analog-Geschäft.

Angefangen hat das digitale Zeitalter für Kodak allerdings ganz anders: 1976 war es mit Steve Sasson ein eigener Mitarbeiter, der die erste tragbare Digitalkamera entwickelte – mit einer Auflösung von 0.1 Megapixel. 1994 entwickelte Kodak für Apple gar die erste marktfähige Digitalkamera, die Apple Quick Take 100.

Zwei Drittel aller weltweiten Fotodienste liefen über Kodak-City.

Doch gerade an diesem Beispiel wird Kodaks Digital-Problem ersichtlich: Statt die Kamera als Kodak zu verkaufen, bevorzugte man Apple als offiziellen Hersteller. Die Digitalkamera sollte nicht das eigene, damals noch überaus erfolgreiche Filmgeschäft gefährden. Und in der Chefetage konnte sich schlicht niemand vorstellen, dass die digitale Fotografie je den Fotofilm verdrängen könnte.

Wie sich die beiden Unternehmen seither entwickelten, wirkt fast zynisch. Leutenegger fasst zusammen: «Nach Eastman, dem umsichtigen Visionär, kamen nur noch Manager. Leute, die mit dem Fotofilm eine Zauberformel für die Ewigkeit in ihren Händen glaubten.»

Kodaks Untergang steht auch stellvertretend für das Ende der Analog-Fotografie. Ein Thema, mit dem sich Leutenegger schon vor Kodak-City fotografisch auseinandergesetzt hat. In einer früheren Arbeit dokumentierte sie den Wandel in Fotoateliers und -labors in der Westschweiz und New York. Und jetzt jenen von Kodak und Rochester. «Ich verstand mich in beiden

Arbeiten als Archäologin, die konservierte, was am Verschwinden war.»

Eine Fotografin, die sich als Konservatorin versteht. Eine leere Stadt. Ein stillgelegter Industriekomplex. All das klingt stark nach den unzähligen Fotobüchern, die es über Orte mit plötzlichem Bevölkerungsrückgang wie Detroit oder Tschernobyl bereits gibt. Fotografen, die lüstern vor Betonskeletten, den ehemaligen Industrietempeln, stehen und das letzte Leben aus ihnen fotografieren. «Ruin-Porn» nennen Kritiker dieses Genre.

Leutenegger hatte aber Glück. Sowohl bei ihrem ersten Besuch 2007 wie bei ihrem zweiten im Jahr 2012 erhielt sie fast keinen Zugang zu den ehemaligen Produktionsanlagen im Kodak-Park, wo sie womöglich der Ruinen-Pornografie verfallen wäre.

Durch informelle Kontakte mit Arbeitern konnte sie nur in wenige Aufenthaltsräume und Büros des Kodak-Konzerns vordringen. An diesen Orten entstanden Bilder, in denen die Zeit seit Jahrzehnten stillzustehen schien.

So ist auf einem ihrer Bilder eine Timeline zu sehen mit Schlüsselereignissen des letzten Jahrhunderts. Sie endet im Jahr 2000. Auf einem anderen steht gross Innovation an einer Wand, Buchstabe für Buchstabe auf Einzelblättern gedruckt. Beide Bilder stammen aus dem Jahr 2012. Diese zeitlosen Interieurs bilden einen Teil von Leuteneggers Arbeit.

Der verwehrt Zugang zum Grossteil des Kodak-Parks animierte Leutenegger aber zu mehr. Sie entschied sich, zusätzlich die Verflechtung von Kodak und Rochester in den Fokus zu rücken. Herausgekommen ist ein trauriges, menschenleeres Bild einer verfallenden Stadt. Um Längen komplexer und interessanter als Industrieruinen.

Leere Stadt?

Allerdings hat dieses Bild einen Haken. Es stimmt nicht mit dem realen Rochester überein, sagt Leutenegger: «Rochester unterscheidet sich grundlegend von den unweit gelegenen, ehemaligen Zentren der Automobilindustrie wie Detroit oder Buffalo. Diese Städte zogen vor allem schlecht ausgebildete Arbeitskräfte an, die nach dem Wegzug der Konzerne vor dem Nichts standen. Kodak und Rochester hingegen benötigten überdurchschnittlich viele und gut ausgebildete Fachkräfte. Als diese ihre Stelle verloren, gründeten viele ihre eigenen Start-ups. In der Stadt wimmelt es davon. Kodak stirbt, Rochester aber lebt.»

Eine Arbeitslosenquote von knapp fünf Prozent, intakte städtische Finanzen und eine stabile Bevölkerungszahl bestätigen Leuteneggers Eindruck.

Das Gefühl der Leere, das offensichtlich trügerisch ist, führt Leutenegger auf die Umstände ihrer Anreise zurück. Vor ihrer ersten Reise wohnte sie während mehrerer Monate in Manhattan. Fast jede Stadt sehe danach wohl etwas leer aus, vermutet sie. Zudem sei sie im Stadtzentrum Rochesters angekommen, einem Finanz- und Verwaltungsviertel, wo sich die Leute meist entweder in Autos oder in Gebäuden aufhielten.

Ein mögliches Missverständnis

«Kodak-City soll aber gar nicht versuchen, das reale Rochester zu zeigen. Es ist eine subjektive Interpretation dieser Stadt, die den Aufstieg und Fall der analogen Fotografie miterlebt hat.»

Leutenegger beschreibt damit die heikle Seite ihrer Serie Kodak-City, denn es könnte durchaus der Eindruck entstehen, dass es sich dabei um eine dokumentarische Arbeit handelt.

«In der ganzen Stadt wimmelt es von Start-ups. Kodak stirbt, Rochester aber lebt.»

In den unzähligen Strassen- und Parkszenen kommt ein Gefühl von Alltäglichkeit und damit eines «so-ist-es» auf. Die sehr deutliche Verwendung einiger dieser Szenen als Metaphern, etwa ein gespaltenes Baum oder eine hinter Glas eingesperrte, miauende Katze, tragen zudem nicht dazu bei, das dokumentarische Gefühl zu brechen. So auch nicht die ungewöhnliche Starre der Bilder.

Dieses potenzielle Missverständnis verlangt nach Vermittlung, welche die Fotogalerie Oslo 8 in erster Linie in Form eines Talks am 22. Oktober anbietet. Dort diskutieren die Kunsthistorikerin Barbara van der Meulen und der Fotosammler Peter Herzog über vermeintliche Objektivität, die Bedeutung Eastmans für die Fotografie und das Kodak-Jahrhundert.

tageswoche.ch/+96wet ×

«Kodak-City», Oslo 8, bis 24. Oktober, jeden Freitag und Samstag, 14 bis 18 Uhr. Talk am 22. Oktober, 18 Uhr. Eintritt frei.

ANZEIGE

**AN WEN GEHT DER MITTE-SITZ?
FÜR EINE LIBERALE GESELLSCHAFT UND DIE EHE FÜR ALLE!**

LISTE
10
WÄHLEN

grünliberale



Gefühlskommando im Kinderkopf: Trauer, Angst, Wut, Ekel und Freude bei der Arbeit.

FOTO: OUTNOW

Kino

Der Film «Inside Out» schaut in den Kopf eines Mädchens. Wie realistisch wirkt das auf eine Neuropsychologin?

Zu Besuch im Kinderhirn

von Naomi Gregoris

Habt ihr euch je gefragt, was in den Köpfen anderer Menschen abgeht?», fragt eine Stimme zu Beginn von «Inside Out». Sie gehört einer kleinen gelben Figur mit blauen Haaren und einem so unerschütterlich sonnigen Gemüt, wie es nur in Kinderfilmen möglich ist.

Oder in Kinderköpfen: Es spricht Joy, die personifizierte Freude, eine von fünf Emotionen, die im Kopf der elfjährigen Protagonistin Riley sitzen und das Leben des

kleinen Mädchens mehr oder weniger im Griff haben.

Der neue Streifen aus dem Hause Pixar liefert nicht nur beste Familienunterhaltung, er versorgt das Publikum auch mit aufschlussreichen Antworten zur Eingangsfrage: In unseren Köpfen hocken Emotionen, die Erinnerungen horten, Ideen einschrauben, Persönlichkeitsinseln aufbauen, Traumkino schauen und zudem über ein Schaltpult all unsere Handlungen steuern.

In echt sieht das natürlich etwas anders aus. Oder? Wir haben bei Salome Kornfeld, Doktorandin der Neuropsychologie in einem Forschungsprojekt an der Kinderklinik des Inselspitals Bern, nachgefragt.

Frau Kornfeld, in «Inside Out» wird das Innenleben des Mädchens Riley von fünf Emotionen in Form lustiger Figürchen bestimmt. Wut, Trauer, Freude, Angst und Ekel beeinflussen Rileys Leben – eine realistische Vorstellung?

Realistisch ja, wenn auch sehr vereinfacht. Emotionen beeinflussen unser Handeln, wie viele es sind, ist aber von Theorie zu Theorie unterschiedlich. Die fünf Emotionen, die in Rileys Kopf das Sagen haben, sind angelehnt an das Modell des amerikanischen Psychologen Paul Ekman, der von sieben «Basisemotionen» ausgeht, die in allen Kulturen die gleichen sind: Fröhlichkeit, Wut, Ekel, Furcht, Traurigkeit, Verachtung und Überraschung. Die beiden Letzteren haben die Filmemacher ausgelassen – vielleicht aus Gründen der Vereinfachung.

Was ist mit der Kommandozentrale? Die Emotionen sitzen in den «Headquarters» im Gehirn, wo sie alles mitbekommen, was Riley sieht.

Genau, und hier hört es dann auch ziemlich schnell auf mit der Realität (lacht). Im Film wird suggeriert, dass die fünf Emotionen in der Stirnseite des Gehirns sitzen, also genau da, wo sich der am weitesten vorne liegende Teil des Gehirns, der präfrontale Cortex, befindet. Gewisse Teile des präfrontalen Cortex kontrollieren und

regulieren mitunter unsere Emotionen. Von daher macht der Standort der Schaltzentrale durchaus Sinn. Nur werden die Emotionen in diesem Teil unseres Hirns nicht – wie im Film erzählt – produziert, sondern vielmehr verwertet und in Kontext gebracht. Die Emotionsproduktion geschieht in viel tiefer liegenden Strukturen des Gehirns. Das Zusammenspiel stimmt also, nur der Ort ist vereinfacht dargestellt.

Die fünf Figuren sehen nicht nur alles, was «ihr» Mädchen durchlebt, sie steuern auch all ihre Handlungen. Haben Emotionen wirklich einen derartigen Einfluss auf unser Verhalten?

Sie sprechen die zweite Ungenauigkeit an: Riley wird im Film nur von ihren Emotionen gelenkt, dabei gibt es nichts, was diese Emotionen reguliert. Das wäre in der Realität anders. Wenn Riley also wütend auf jemanden wäre, dann bräuchte es nicht nur die Emotion Wut, sondern auch eine Instanz, die diese Emotion bewertet, die in die Zukunft blickt und nach den Konsequenzen von Aktionen fragt. Diese Vernunfts-Instanz fehlt aber völlig. Andererseits ist es auch so, dass bei Kindern die Fähigkeit, Emotionen zu regulieren noch weniger entwickelt ist als bei Erwachsenen. Das passt dann wieder durchaus in den Film, in dem ja der Kopf von Riley die Hauptrolle spielt.



FOTO: SAMUEL STOECKLIN

«Der Film vereinfacht, aber er liefert Stoff für spannende Diskussionen mit Kindern.»

Andererseits haben bei den Erwachsenen im Film auch nur die Emotionen etwas zu sagen.

Genau. Hier bräuchte es tatsächlich noch eine höhere, eine übergeordnete Instanz, welche die Emotionen überwacht, plant und in die Zukunft denkt. Dann würde auch der Ort des präfrontalen Cortex wieder stimmen, der für die Kontextualisierung zuständig ist: Was habe ich bisher erlebt, wie setze ich was ein, wie verhalte ich mich und welche Konsequenzen haben meine Handlungen?

Joy, die Freude, ist zu Beginn des Films die einflussreichste Emotion in Rileys Gehirn, sie hat eine klar übergeordnete Funktion. Die Trauer hingegen gewinnt erst gegen Ende an Gewicht – wie erklären Sie sich das?

Das hat wahrscheinlich viel damit zu tun, dass Riley eine glückliche Kindheit hatte. Sie ist behütet aufgewachsen und hatte als Kind wenig einschneidende Veränderungen in ihrem Leben. Dass die Freude eine so wichtige Position einnimmt, hat mit dem Temperament zu tun, mit Rileys Disposition, also mit dem, was sie bereits bei der Geburt mitbringt. Aber auch mit dem Umgang, den ihre Eltern und sie miteinander hatten, indem sie ihr eine sorglose Kindheit ermöglichten. Und Riley reagiert entsprechend: Sie ist ein glückliches Kind und will das auch bleiben für ihre Eltern, die sie nur als ihren kleinen Sonnenschein kennen. Nach dem Umzug nach San Francisco ist dies aber nicht mehr so einfach. Weil Riley gelernt hat, dass sie als glückliches Kind ihre Eltern glücklich macht, lässt sie vielleicht deshalb die Trauer bis kurz vor Ende des Films gar nicht zu.

In anderen Worten: andere Kindheit, andere Kommandozentrale?

Absolut. Bei einem anderen Kind würde die Schaltzentrale anders aussehen. Hätte Riley beispielsweise eine streng autoritäre Erziehung erlebt, wäre vielleicht der kleine Zorn vermehrt am Hebel, die Konsole hätte vielleicht auch nur einen Knopf. Oder die Emotionen würden nur dasitzen und sich kaum bewegen.

Was meinen Sie zu Rileys Träumen:

Sie werden in einer Art Filmstudio weit unter der Schaltzentrale gedreht und dann von den Emotionen zusammen mit der schlafenden Riley auf einer Art inneren Leinwand betrachtet.

Das Filmstudio ist ein witziges und auch ziemlich akkurates Bild: Während des Schlafens werden im Hirn aus Erinnerungen Geschichten oder Abfolgen gebaut. Ausserdem wandern die Erinnerungen des Tages ins Langzeitgedächtnis – auch das passiert bei uns im Hirn während wir schlafen. Das mit der Leinwand ist hingegen weniger wirklichkeitsgetreu. Es gibt dazu neuere Forschung, die zeigt, dass beim Träumen die Hirnregionen aktiviert werden, die bei der wirklichen Ausführung von Bewegungen zum Zug kommen. Riley sollte also ihre Träume als aktive Person erleben, nicht bloss als Zuschauerin.

In einem Interview meinte der Regisseur Pete Docter, er habe den Film nicht nur für Kinder gemacht, sondern auch für Eltern, die verstehen wollten, was im Kopf ihres Kindes passiert – ist ihm das gelungen?

Der Film schafft auf jeden Fall eine Vereinfachung der komplexen Zusammenhänge, die unser Handeln und unsere Persönlichkeit ausmachen, wenn auch auf sehr amerikanische und etwas kitschige Art und Weise. Nicht alles in «Inside Out» ist wissenschaftlich stichhaltig, viel wichtiger scheint mir aber, dass der Film Stoff für spannende Diskussionen mit Kindern liefert: Warum sind wir alle verschieden? Wieso bin ich manchmal ohne Grund wütend? Ist es okay, wenn ich mal traurig bin? Und das ist durchaus bemerkenswert.

tageswoche.ch/+sooc2

Sud Unplugged



Ohneland und Giacun Schmid

Zum vierten Mal in diesem Jahr geht am Sonntag ein Konzert der Reihe Sud Unplugged über die Bühne. Als Gäste aus dem Ausland begrüsst das Sud das österreichische Projekt Ohneland, das aus Johannes Haase (elektrische Geige) und Ingo Bohne (Schlagzeug) besteht. Die beiden mischen einfache, aber ungewöhnliche Rhythmen mit sphärischen Klangwelten. Als lokaler Künstler tritt der Basler Singer-Songwriter Giacun Schmid auf, der vor einem Jahr sein erstes Soloalbum veröffentlichte. ×

Sud, Bergweg 7,
Sonntag, 11. Oktober 2015, 18.30 Uhr.
· www.sud.ch

Bibliothek Bar

Bar und Buch am Barfi

Die Bibliothek Bar am Kohlenberg 7 will eine neue Barkultur am Barfüsserplatz einläuten und lädt Gäste jeglicher Couleur zur Eröffnung ein. Neben dem reichhaltigen Bar-Angebot will das Lokal ein breites Buchsortiment zum Lesen und Verleihen anbieten. Zu diesem Zweck sind die Besucher aufgefordert, ein Buch ihrer Wahl zur Eröffnung mitzubringen, das in die haus-eigene Bibliothek integriert wird.

Bibliothek Bar am Barfi, Kohlenberg 7,
Samstag, 10. Oktober, ab 17 Uhr.
· www.bibliothekbar.ch

Kinoprogramm

Basel und Region 9. bis 15. Oktober

ANZEIGEN

MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | SAMSTAG, 7. NOVEMBER 2015
1. FILMSTART: 17.15 UHR (Edt) | 2. FILMSTART: 20.30 UHR (D)

ÖFFNUNG CINE DELUXE 30 MIN. VOR FILMSTART

TICKETS: CHF 89.- PRO PERSON
Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.
Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN pathe.ch/basel CATERING BY: wahlevents

BASEL **CAPITOL**
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
14.00^D
- **THE MARTIAN** [12/10 J]
14.00/17.00/20.15^{E/d/f}
- **ALLES STEHT KOPF** [6/4 J]
17.00^{E/d/f}
- **THE INTERN - MAN LERNT NIE AUS** [8/6 J]
20.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **PURA VIDA - QUER DURCH ECUADOR** [16/14 J]
12.10^{Ov/d}
- **LIFE** [12/10 J]
13.45/18.00^{E/d}
- **THE SECOND MOTHER** [16/14 J]
14.15^{Port/d/f}
- **THE FAREWELL PARTY** [8/6 J]
16.00^{Hebr/d}
- **THE PROGRAM** [6/4 J]
16.00/18.15/20.45^{E/d/f}
- **DIOR AND I** [6/4 J]
16.30^{E/d/f}
- **EL BOTÓN DE NÁCAR** [16/14 J]
18.30^{Sp/d}
- **AMY** [10/8 J]
20.30^{E/d}
- **ICH UND KAMINSKI** [12/10 J]
20.30^D
- **DÜRRENMATT - EINE LIEBESGESCHICHTE** [10/8 J]
FR/SA/MO-Mi: 12.15^D
- **DIE DEMOKRATIE IST LOS!** [8/6 J]
FR/SA/MO-Mi: 12.30
SO: 11.00^{Dialekt/d/f}
- **HOW TO CHANGE THE WORLD** [12/10 J]
FR/MO-Mi: 12.45^{Ov/d}
- **10 MILLIARDEN - WIE WERDEN WIR ALLE SATT?** [0/0 J]
FR-SO: 13.45^D
- **THE WOLFPACK** [16/14 J]
FR/SA/MO-Mi: 14.15/18.45
SO: 11.30/18.00^{E/d/f}
- **45 YEARS** [16/14 J]
FR/SA/MO-Mi: 15.00/17.00/
19.00/21.00
SO: 12.15/17.45/19.45^{E/d/f}
- **DER STAAT GEGEN FRITZ BAUER** [12/10 J]
FR/SA/MO-Mi: 16.15/20.45
SO: 13.15/20.00^D
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SO: 15.00 IN ANWESENHEIT
DER FILMCREW
SO: 15.30^{Dialekt}

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- **YOUTH** [14/12 J]
15.30/18.00/20.30^{E/d/f}
- **LA ISLA MINIMA** [16/14 J]
16.45^{Sp/d/f}
- **GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
19.00^D
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
20.45^{Ov/d/f}

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **LUSTSTREIFEN - QUEER FILM FESTIVAL BASEL: 8. bis 11. Oktober 2015** [18 J]
FR: 19.00^{Dän/e}
- **LIMBO** [18 J]
FR: 19.00^{Sp/e}
- **JOVEN Y ALOCADA - YOUNG AND WILD** [18 J]
FR: 21.00^{Sp/e}
- **PORN SHORTS** [18 J]
FR: 23.00^{Ov}
- **GARDENIA - BEVOR DER LETZTE VORHANG FÄLLT** [18 J]
SA: 17.30^{F/Niederländisch/d}
- **JE SUIS ANNEMARIE SCHWARZENBACH** [18 J]
SA: 19.30^{F/e}
ANSCHL. GESPRÄCH MIT DER REGISSEURIN VÉRONIQUE AUBOUY UND DER DARSTELLERIN NINA LANGENSAND
- **THE HUNGER** [18 J]
SA: 22.00^{E/d/f}

- **JA'MIE: PRIVATE SCHOOL GIRL** [18 J]
SO: 15.00^E
- **MY BEAUTIFUL LAUNDRETTE** [18 J]
SO: 20.00^{E/d/f}

PATHE KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **EVEREST - 3D** [12/10 J]
12.30-FR/SO/DI: 17.30
SA/MO/Mi: 15.00^D
FR/DI: 15.00-SA/MO/Mi: 17.30^{E/d/f}
- **PAN** [10/8 J]
12.45^D
- **PAN - 3D** [10/8 J]
15.15-FR/SO/DI: 17.45
SA/SO: 10.20-SA/MO/Mi: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15
SA/MO/Mi: 17.45^{E/d/f}
- **REGRESSION** [16/14 J]
12.45-FR/SA: 22.15
SA/MO/Mi: 20.00^D
FR/SO/DI: 20.00
SA/SO: 10.50^{E/d/f}
- **ER IST WIEDER DA** [12/10 J]
13.00/15.30/18.00
FR: 20.00/23.30-
SA/SO: 10.30 SA-Mi: 20.30-
SA: 22.50^D
- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
13.10-SA/SO: 10.45^D
- **MAZE RUNNER - DIE AUERWÄHLTEN IN DER BRANDWÜSTE - 3D** [14/12 J]
15.00-FR/SO/DI: 17.45
FR/SA: 23.15-SA/MO/Mi: 20.30^D
FR/SO/DI: 20.30
SA/MO/Mi: 17.45^{E/d/f}
- **SIGARIO** [16/14 J]
15.15-FR/SO/DI: 20.30
SA/MO/Mi: 18.00-SA: 23.00^D
FR/SO/DI: 18.00-FR: 23.00
SA/MO/Mi: 20.30^{E/d/f}
- **THE VISIT** [14/12 J]
18.15-FR/SA: 22.45^D
- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
20.15
FR/SA/MO-Mi: 15.15/17.45
FR/SA: 22.45-SA: 10.30
SO: 11.30/15.00^D
- **ALLES STEHT KOPF** [6/4 J]
FR/SA/MO-Mi: 13.00-SO: 14.00^D
- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 10.15^D
- **THE INTERN - MAN LERNT NIE AUS** [8/6 J]
FR/SO/DI: 13.10/20.15
SA/MO/Mi: 15.40^D
FR/SO/DI: 15.40
SA/MO/Mi: 13.10/20.15^{E/d/f}
- **DER MARSIANER - RETTET MARK WATNEY - 3D** [12/10 J]
FR/SO/MO/Mi: 14.00
FR/SO/DI: 17.00-FR: 22.30
SA/MO/Mi: 20.00^D
- **SOUTHPAW** [14/12 J]
FR/SA: 22.40^D
- **OOOPS! DIE ARCHE IST WEG... - 3D** [0/0 J]
SA/SO: 11.10^D
- **Ballett - GISELLE** [10/8 J]
SO: 17.00^E

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- **EVEREST** [12/10 J]
14.00/17.00/20.00^{E/d/f}

FRICK **MONTI**
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
FR-SO/Mi: 15.00-FR-SO: 20.15^D
- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
SA: 13.00^D
- **EVEREST - 3D** [12/10 J]
FR/SO: 17.30-MO/Mi: 20.15^D
- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
SO: 13.00^D

PATHÉ PLAZA
Steintorstr. 8 pathe.ch

- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
13.45/16.00
FR/SA/MO/Mi: 20.30
FR/SA: 22.45-SO/DI: 18.15^D
FR/SA/MO/Mi: 18.15
SO/DI: 20.30^{E/d/f}

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **SICARIO** [16/14 J]
14.30/17.30/20.30^{E/d/f}
- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
15.00^D 18.00^{E/d/f}
- **EVEREST - 3D** [12/10 J]
21.00^{E/d/f}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **THE MAN WITHOUT A PAST**
FR: 16.15^{Finn/d/f}
- **BLIND DATES** [16/14 J]
FR: 18.30^{Georg/d/f}

- **DRIFTING CLOUDS** 42
[12/10 J]
FR: 21.00^{Finn/d/f}
- **ET LA LUMIÈRE FUT** [12/10 J]
SA: 15.15^{Ov/d}
- **SHADOWS IN PARADISE** [6 J]
SA: 17.30^{Finn/d/f}
- **PASTORALI**
SA: 20.00^{Georg/d}
- **CALAMARI UNION** [16/14 J]
SA: 22.15^{Finn/d/f}
- **CHANTRAPAS** [16/16 J]
SO: 13.00^{F/Georg/d/f}
- **THE MATCH FACTORY GIRL** [12/10 J]
SO: 15.30^{Finn/d/f}
- **MARABUS - ADIEU, PLANCHER DES VACHES!** [12/10 J]
SO: 17.30^{F/e}
- **I HIRED A CONTRACT KILLER** [12/10 J]
SO: 20.00^{E/d/f}
- **LENINGRAD COWBOYS GO AMERICA** [12/10 J]
MO: 18.30^{Finn/d/f}
- **JARDINS EN AUTOMNE** [10/16 J]
MO: 21.00^{F/e}
- **KURZFILMPROGRAMM OTAR IOSELLIANI**
Mi: 18.30^{Ov/d}
- **CRIME AND PUNISHMENT** [12/10 J]
Mi: 21.00^{Finn/d/f}

FRICK **MONTI**
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
FR-SO/Mi: 15.00-FR-SO: 20.15^D
- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
SA: 13.00^D
- **EVEREST - 3D** [12/10 J]
FR/SO: 17.30-MO/Mi: 20.15^D
- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
SO: 13.00^D

LIESTAL **ORIS**
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **ALLES STEHT KOPF** [6/4 J]
18.00-Mi: 13.15^D
- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 13.15^D
- **MAZE RUNNER - DIE AUERWÄHLTEN IN DER BRANDWÜSTE - 3D** [14/12 J]
FR-SO: 20.15^D
- **MAZE RUNNER - DIE AUERWÄHLTEN IN DER BRANDWÜSTE** [14/12 J]
MO-Mi: 20.15^D
- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
SA/SO/Mi: 15.30^D
- **KONZERT: JONAS KAUFMANN - EIN ABEND MIT PUGGINI**
SO: 11.00^D

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

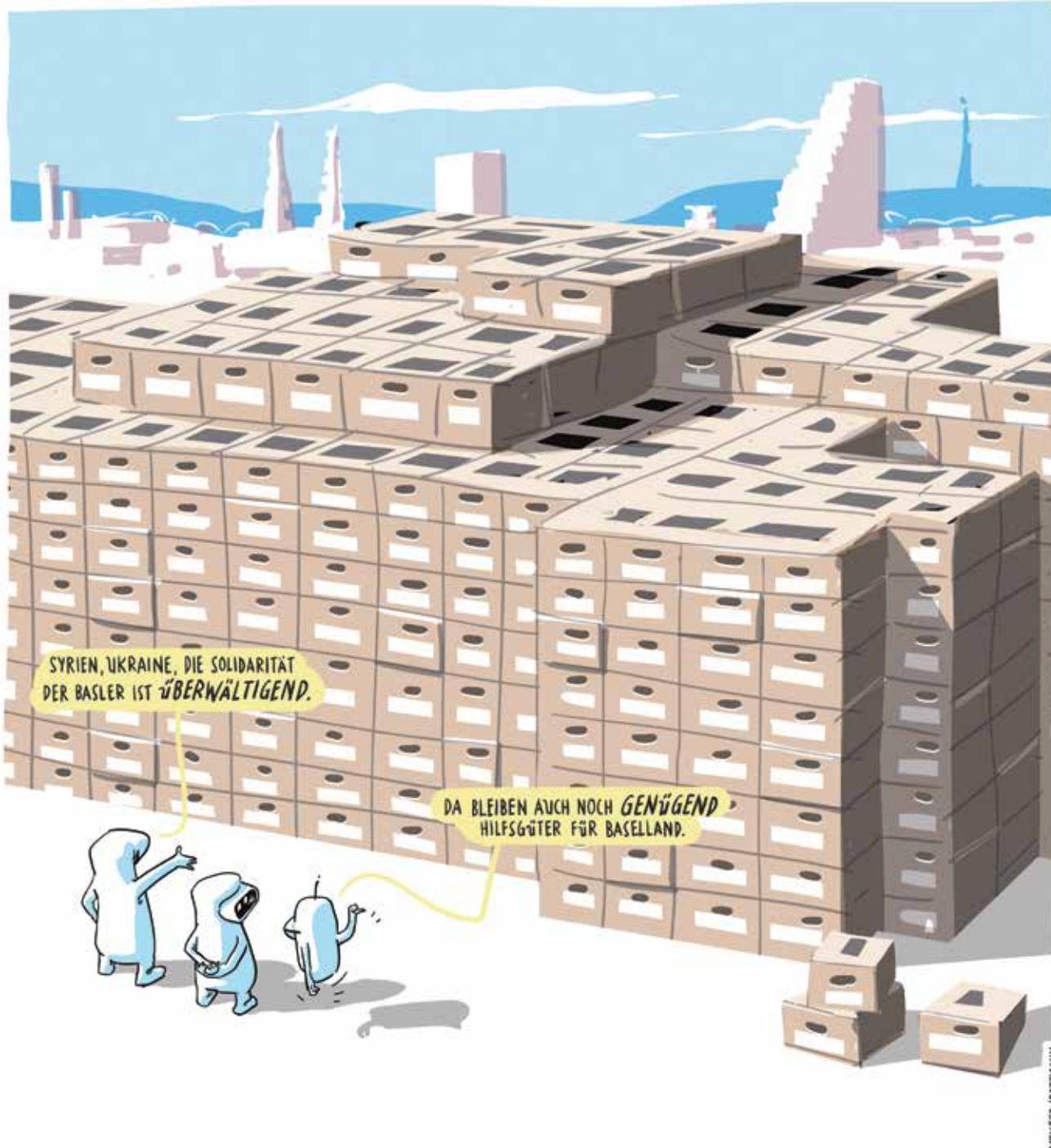
- **45 YEARS** [16/14 J]
20.15^{E/d}
- **BOYCHOIR** [10/8 J]
FR/SA: 18.00^{E/d}
- **EL BOTÓN DE NÁCAR** [16/14 J]
SO: 11.00^{Sp/d/f}
- **GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
SO: 13.00^D
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SO/Mi: 15.00^{Dialekt}
- **DIE DEMOKRATIE IST LOS!** [8/6 J]
SO/MO: 18.00^{Dialekt/d/f}
- **DER STAAT GEGEN FRITZ BAUER** [12/10 J]
DI/Mi: 18.00^D

SISSACH **PALACE**
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**



IN DIESER WOCHE: SAMMELN FÜR BEDÜRFTIGE.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 41;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Andreas Schwald (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Leiterin Redaktion),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,

Naomi Gregoris,
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis,
Sebastian Wirz (Praktikant)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigen und Verkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradlineag.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel



Aki Kaurismäkis Kultfilm mit den tollen Tollen wurde in einer Bar ersonnen.

Kultwerk #201

Die «Leningrad Cowboys» schrieben Filmgeschichte. Das Stadtkino Basel schlägt das Kapitel jetzt nochmals auf.

Was für eine Schnapsidee!

von Andreas Schneitter

Es war eine Schnapsidee, und beim Schnaps wurde sie geboren. 1986 traf der finnische Regisseur Aki Kaurismäki in einer Bar in Finnland zwei Trinkgenossen: Sakke Järvenpää und Mato Valtonen. Die waren seit über zehn Jahren Punks avant la lettre, machten als Sleepy Sleepers Rockmusik mit skurril-komödiantischem Einschlag und regten auf, wo sie konnten.

In ihrer Heimatstadt erhielten sie bald überall Auftrittsverbot. Also spielten sie in fremden Gefilden, und um das Publikum abzuholen, bauten Järvenpää und Valtonen

Sketches und ironisierende Cover-Versionen in ihr Set ein.

Als Kaurismäki und die Sleepy Sleepers zum ersten Mal anstiessen, kannte und schätzte man sich: Im selben Jahr folgte mit dem Clip zum Song «Rocky VI» der erste gemeinsame Dreh.

Lustige Elvis-Verschnitte

Järvenpää und Valtonen trugen sich bereits mit dem Gedanken, dass damit die Liaison nicht beendet sein sollte. Sie beabsichtigten die Gründung einer Zweitband mit dem Namen Leningrad Cowboys. Der

Name war eine Anspielung auf das ambivalente Verhältnis zwischen Finnland und dem mächtigen Nachbarn im Osten, der mehrmals die Grenze überschritten hatte. Und er spielte auch auf die damals schon spürbare Verwitterung der Sowjetunion an.

Riesen im Niedergang – ein Thema, mit dem Melancholiker Kaurismäki sowie die Elvis-Verschnitte der Cowboys, deren erstes Album stimmig «1917–1987» heissen sollte, etwas anfangen konnten.

«Leningrad Cowboys Go America», der Film, auf den sich der Regisseur und die Cowboys einigten, erzählt eine typische Kaurismäki-Geschichte: Männer wollen woanders ein besseres Leben finden. Und knorzen dabei derart unbeholfen rum, dass man lachen wie heulen muss.

Die schäbigen Seiten der USA

Amerika, das versprochene Land, die Wiege des Rock'n'Roll – nachdem die Cowboys in ihrer Heimat in der Tundra keinen Club, keine Kneipe mehr finden, in der sie noch nicht Hausverbot haben, schickt sie ihr Manager Vladimir auf die grosse Reise. Um ihnen einen Bonus beim Publikum zu verschaffen, steckt er sie in Elvis-Klamotten, vergreift sich dabei jedoch etwas in den Dimensionen.

Die spitzen Schuhe und die Einhorn-Frisur werden fortan zum Markenzeichen der Band. Als die Cowboys mit ihren Instrumenten, Wollmänteln und dem tiefgefrorenen Bassisten in den USA ankommen, heuert sie ein verschlafener Agent für eine Hochzeit in Mexiko an. Auf ihrem Weg nach Süden machen sie Halt an den verschiedenen Hinterhöfen des Rock'n'Roll: in abgeranzten Billard Bars und verwitterten Table Dance Clubs. Dabei spielen sie ironiefrei die Klassiker des Genres wie «Rock'n'Roll Is Here To Stay». Lustig, dieser Culture Clash. Noch lustiger, wie sich die Cowboys ihren Weg nach Süden bahnen und die schäbigen Seiten des verheissenen Landes entdecken.

«Leningrad Cowboys Go America» war ein derartiger Kassenschlager, dass sich Kaurismäki mit «Leningrad Cowboys Meet Moses» sogar zu einem unausgegorenen Sequel hinreissen liess. Die Cowboys entwickelten ein Eigenleben und wurden von Filmcharakteren zu einer umherreisenden Band, die ihren Mix aus Rock'n'Roll und Polka immer neu rezyklierten.

Noch ein drittes Mal fand diese ungleiche Kollaboration des dem seelischen Elend verpflichteten Regisseurs und seiner dem Exzess verfallenen Tundra-Rocker zusammen: Kaurismäki setzte den Konzertfilm «Total Balalaika Show» 1994 in Szene, ein Liveauftritt der Cowboys in Helsinki mit Balletttruppe und einem Chor der Roten Armee vor 70 000 Menschen. Ein grandioser Triumph für eine Idee, die am Schnapstresen ersonnen war.

tageswoche.ch/+885we

«Leningrad Cowboys Go America» im Stadtkino Basel: Montag, 12. Oktober, 18.30 Uhr.

Wochenendlich in Tirano

Es ist nicht gerade so, dass sich in Tirano Höhepunkt an Höhepunkt reiht. Wer aber genauer hinsieht, stösst auf Trouvaillen.

Das Beste ist die Bahnfahrt

von Lukas Mannhart

Die eigentliche Attraktion erfährt man bereits bei der Hinreise nach Tirano mit der Rhätischen Bahn. Ab Thusis wird die Bahnstrecke aussergewöhnlich imposant. Ein Höhepunkt jagt den nächsten.

Da versteht man, warum es diese Bahnlinie zum Unesco-Weltkulturerbe gebracht hat. Dafür erwartet man bei der Ankunft in Tirano, bloss einen Steinwurf von der Schweizer Grenze entfernt, nicht mehr ernsthaft, dass es hier noch Grossartiges zu entdecken gäbe.

So wird Tirano von den meisten Touristen nicht wirklich frequentiert. Die meisten sehen – mit der Bahn vom Puschlav her kommend – nur den Bahnhofplatz, essen dort eine Pizza oder ein Gelato, um sich dann wieder über denselben Weg vom italienischen Städtchen zu verabschieden.

Dabei würde sich der kurze Marsch über den Fluss Adda in die kleine Innenstadt lohnen. Die schlichten Gassen lassen erahnen, wie es im Mittelalter war. Allerdings wurde im Hauptort der Provinz Sondrio mit dem kulturellen Erbe leider sehr nachlässig umgegangen. Viele Strassenzüge sind durch völlig unpassende Neu- oder Anbauten verunstaltet.

Essen

In Tirano gilt die alte Regel: Wo Otto Normaltourist isst, isst man selten gut. Also weg vom Bahnhof, dann wirds besser und günstiger. Ausser man landet im Caffè Merizzi, Viale Italia 65.

Trinken

Den Grappa der Destillerie Schenatti gibts in jedem Laden. Für Gaumen und Italien speziell ist der Lakritzlikör der Destillerie Riunite Schenatti & Della Morte, Via Martiri della Libertà 1.

Schlafen

Einfache Zimmer, mitten in der Altstadt gelegen, mit sehr freundlichem Personal bietet das Albergo Gusmeroli, Piazza Cavour, 5.

Erfreulich akkurat restauriert wurde hingegen ein alter Palast, der bei einem Besuch im Veltlin unbedingt besichtigt werden sollte: der Palazzo Salis, erbaut im 17. Jahrhundert.

Prächtige Wallfahrtskirche

Der einstige Herrsersitz der Familie Salis aus Graubünden ist mittlerweile ein Museum, das sich mit der Geschichte des Veltlins befasst. Die Hauptsehenswürdigkeit dabei sind die faszinierenden, optische Illusionen erzeugenden Deckengemälde in den diversen Prunksälen.

Den Ausgang des Palazzo Salis zu finden ist gar nicht so leicht. Viele Türen darin sind nämlich bloss aufgemalt, um das Gebäude grösser erscheinen zu lassen, als es tatsächlich ist. Wer aber den echten Ausgang erwischt, sollte gleich noch die Kirche Madonna di Tirano aufsuchen, die man schon bei der Hinfahrt mit der Bahn von aussen gesehen hat. Die 1528 geweihte Kirche hat laut der Legende die Jungfrau Maria persönlich bei einem Feigenpflücker in Auftrag gegeben. Als Gegenleistung erlöste sie die Stadt und Umgebung von der Pest.

Die mit reichen Schnitzereien aus dem 17. Jahrhundert verzierte Orgel der Madonna di Tirano besitzt über 2000 Pfeifen und nimmt das gesamte linke Querschiff ein.

Spektakel auf der Heimfahrt

Obschon andere Gebiete zu dieser Zeit auch ohne Kirchenbau vom Schwarzen Tod befreit wurden, verdankt Tirano diesem Umstand eine aussen und innen sehr reich geschmückte Basilika. Neben zahlreichen Fresken und vielen Stuckarbeiten ist dabei die (nicht zu übersehende) Orgel besonders prunkvoll.

So habe ich unerwarteterweise das Städtchen Tirano nach einem nur kurzen Besuch sehr lieb gewonnen. Die Heimreise anzutreten fällt trotzdem nicht schwer. Denn eine bessere Bahnstrecke als die der Berninabahn kenne zumindest ich nicht. Allein die spektakuläre Fahrt bestätigt die alte Regel: Der Weg ist das Ziel. tageswoche.ch/+1e66j



Die Wallfahrtskirche Madonna di Tirano. FOTOS: LUKAS MANNHART



Im Palazzo Salis ist vieles bloss aufgemalt.



Der Garten des Palazzo Salis ist allerdings echt.

«Vorbildlich», schrieb die «Bauzeitung» 1928 über die frisch gebaute Grossgarage Schlotterbeck.

Ein Bau für ein neues Zeitalter

Im «sens unique» aufgetrennte Rampen führen zu den Parkdecks.



aus der «Schweizerischen Bauzeitung» vom 10. November 1928: «Zu den modernen Problemen des Grossestadt-Verkehrs gehört unbestreitbar die Anlage von Grossgaragen, da in den Geschäftszentren, wo Parkplätze für Automobile am nötigsten sind, solche im Allgemeinen nicht in genügender Zahl und genügender Ausdehnung zur Verfügung stehen, was unvermeidlich zu Verkehrshemmungen (...) führt. Dazu kommt, dass sich das Auto mehr und mehr zum rein zweckmässigen Verkehrsmittel entwickelt, sodass die Zahl der Autobesitzer, die weder über einen eigenen Chauffeur, noch über eine Garage verfügen, stets grösser wird. Soll eine Grossgarage ihren Zweck vollständig erfüllen, so muss sie somit sowohl zum blossen Einstellen der Wagen eingerichtet sein, als auch zum Waschen der Wagen, zur Vornahme von Revisionen und Reparaturen Gelegenheit bieten, und dazu günstig gelegen und leicht erreichbar sein.

Als vorbildliche Lösung dieser Aufgaben kann wohl die von den Architekten W.E. Baumgartner und H. Hintermann erstellte Grossgarage der Firma C. Schlotterbeck in Basel angesehen werden. Dieser fünfstöckige Bau liegt in unmittelbarer Nähe des Centralbahnhofs (...) und ist von allen Seiten gut sichtbar und gut erreichbar.

Die Ein- und Ausfahrt der Wagen erfolgt durch eine offene Unterfahrt in der auch eine Tankstelle eingerichtet ist, sodass durchfahrende Wagen sich mit Brenn-Stoff versehen können, ohne den Strassenverkehr zu behindern. Von dieser Unterfahrt gelangt man über eine geräumige Einfahrt in den Auffahrtsturm, in dem zwei 4 m breite, gegenläufige Rampen eine bequeme Verbindung zwischen den (...) Geschossen bewerkstelligen. Auf- und Abfahrt erfolgen somit im «sens unique» aufgetrennten Rampen, sodass auch bei starkem Verkehr Stauungen ausgeschlossen sind.

Rechts der Einfahrt liegt ein Ausstellungs- und Verkaufsraum, links derselben die Reparaturwerkstatt, die einschliesslich die Galerie im Zwischenstock 1350 m² bedeckt. Der übrige Teil des Zwischenstocks dient für die Unterbringung von Occasionswagen. Als eigentliche Garagenräume dienen die beiden Obergeschosse; das erste enthält 70 Boxen, dazu eine Wagenwäsche für Kunden, während im zweiten Obergeschoss ein offener Einstellraum zur Verfügung steht; dort befindet sich auch eine Malerwerkstatt.

Das Dach ist als Terrasse ausgebildet, wodurch noch ein wertvoller Parkplatz (...) geschaffen ist. Im Kellerraum ist eine grosse Wagenwäsche untergebracht.

Nach einer ausserordentlich kurzen Bauzeit, ist hier eine sachliche und in allen Punkten sehr zweckmässige Anlage entstanden.»

Weitere historische Fotos finden Sie in der Onlineversion dieses Artikels unter: tageswoche.ch/+c2nen x

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

3 PAAR HANDGESTRICKTE WOLLSOCKEN FÜR 45 FR.

Yvones handgestrickte Wollsocken aus Fröhlich-Sockenwolle: 75% Wolle, 25% Synthetik. Sind maschinenwaschbar bei 40°. Können im Kleinbasel abgeholt oder auf Wunsch per Post mit Einzahlungsschein (+ 6.-/10 Tage netto) zugestellt werden. Grösse 43/44.

3-ZIMMER-WOHNUNG ALLSCHWIL, BEZUGSFREI NACH VB

Schöne 3-Zi-Whg. in Allschwil, mit Balkon zur Westseite, kurzfristig schweren Herzens abzugeben.

SAMSUNG 58-ZOLL SMART-TV HD/LED, NEU 1000.-

Ich verkaufe einen neuen Samsung 58-Zoll full HD Smart-TV (mit Garantie):

LCD

LED backlight

HDMI

USB

PC

WIFI

Fernbedienung und Gebrauchsanweisung inkl.

SUCHE EINE TRANSPORTBOX FÜR HUNDE

Suche eine Transportbox für meinen Weimaraner

GESAMMELTE AUSGABEN SPIROU-MAGAZIN, 2/2010-3/2012, GRATIS ABZUGEBEN

Recueil du journal de SPIROU, Band 313-324 (französisch), gratis abzugeben. Müssen in Kleinlützel (SO) abgeholt werden.

IMPRO DUOS 10.10. & 17.10.2015 ARLETTE DELLERS & KILIAN DELLERS

Harfe und Flügelhorn verzaubern die nächsten zwei Samstage den Walliserhof mit Eigenkomposition und Improvisation.

Wann: 10.10. & 17.10.2015 von 21 bis 24 Uhr

Wo:

Restaurant Walliserhof (Clarastrasse 27, 4058 Basel)

Wer:

Arlette Dellers (Harfe), Kilian Dellers (Flügelhorn)

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

LEITER/IN PATIENTENADMINISTRATION (80%)

Ihre Aufgaben:

- Leitung der Bereiche Patientenaufnahme, Abrechnung und IV-Koordination mit 27 Mitarbeitern
- Umsetzung der gesetzlichen und vertraglichen Bestimmungen mit den Kostenträgern
- Organisation und Ablauf einer termingerechten Leistungserfassung und Rechnungsstellung unter Anwendung der geltenden Tarife
- Laufende Prozessanpassungen
- Verantwortung für die Umsetzung der Partnerschaftsverträge mit externen Institutionen
- Mitwirkung in interdisziplinären Projekten
- Schulung und Betreuung der Leistungserbringer im Bereich Tarif
- Mitwirkung in diversen Tarifgremien intern und extern

Ihr Profil:

- Betriebswirtschaftliche Ausbildung
- Mehrjährige Berufserfahrung mit Führungsaufgaben und mindestens drei Jahre Berufserfahrung in der Patientenadministration
- Fundierte Kenntnisse im Gesundheits- und Tarifwesen
- Aufgeschlossene, durchsetzungsstarke und belastbare Persönlichkeit
- Flair für Organisation und Kommunikation (intern/extern)
- SAP-Kenntnisse (von Vorteil)
- Fremdsprachenkenntnisse in F und E (Wort und Schrift)

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CHAG

ANZEIGE



The image features a large, realistic chicken in a clear plastic bag. A magnifying glass is positioned over the chicken, focusing on a detailed illustration of a farm scene. The farm scene shows a man in a hat and green shirt running towards the viewer, with other people and tractors in the background. The chicken's label is visible, showing the text 'Ganzes Poulet', 'Poulet entier', 'Pollo intero', and '1.1 KG NETTO'. The label also features a green and white striped pattern and a red chicken icon. In the top left corner, there is a circular logo for 'ZEW' with a checkmark and the text 'ZEW CERTIFIED'. In the top right corner, the text 'SPINAS CIVIL VOICES' is written vertically. At the bottom, there is a white box with the text 'Sehen und handeln.' in green and red, followed by 'Huhn frisst Soja. Und Soja frisst Regenwald – die Lebensgrundlage vieler Menschen.' and the website 'sehen-und-handeln.ch'. To the right of this box is a logo for 'BROT FÜR ALLE FASTENOPFER' with a green leaf and a red cross, and the text 'In Zusammenarbeit mit «Partner sein»'.

Sehen und handeln.

Huhn frisst Soja. Und Soja frisst Regenwald –
die Lebensgrundlage vieler Menschen.
sehen-und-handeln.ch

BROT FÜR ALLE FASTENOPFER
In Zusammenarbeit mit «Partner sein»

SPINAS CIVIL VOICES